Lesebuch für alle Stände.

Zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks und nützlicher Kenntnisse.

Herausgegeben
von
Johann Friedrich Zöllner,
evangel. luth. Prediger des Berlinischen Charite-Hauses, und bestellten Superintendenten zu Brandenburg.

Dritter Theil.

Zweite Auflage.

Berlin, 1782.
In Kommission bey Friedrich Maurer.


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA

Inhalt.

Nach-

Nachtrag
zum Verzeichniß der Pränumeranten.

In Berlin.

Herr Referendarius Zum Berge.
— Kriegsrath Buchholz.
— Director Clausse.
— Cassirer de Fries.
— Musikus Große.
— Kaufmann Hankel.
— Hofstaatssecretär Martins.
— Geheimer Registrator Moldenhauer.
— Riediger.
— Justiz-Commissarius Schede.
— Regimentsfeldscheer Sonderhoff.
— Kriegs-Commissarius Sostmann. 2 Expl.
— Pharmaceutikus Wieder.
— Lieutenant Winkelmann.
— Cammerrath Wöllner. 2 Expl.

 In

In Brandenburg.

Herr Regimentsfeldscheer Kühn.
— v. Mandelsloh.
— v. Münchhausen zu Leitzkow.
— Rathmann Neropp.
— Secretär Vietsch.

In Brunsberg, in Westpreußen.

Herr Hauptmann von Stutterheim, der Aeltere.

In Breslau.

Herr Candidat Krebs. 10 Expl.

In Plesse, in Oberschlesien.

Herr Amtsrath Riem.

In Potsdam.

Herr Lieutenant von Retzow.
— Zimmermeister Vogel.

In Prötzel.

Frau Gräfin von Kamecke. 2 Expl.

In

In Sambor, in Gallizien.

Herr Inspector Blaske.
— Ober-Cassirer Blum.
— Salz-Inspector Hansen.
— Salinen-Administrator v. Hermson.
— Cassen-Controlleur Lebius.
— Friedrich Lebius.
— Inspector Nachtigall.
— Salinen-Rechnungs-Conficient Prattobewra.
— Actuarius Stecher.
— Inspector Till.

In Zerbst.

Herr von Thümen. 3 Exempl.

Ver-

Verbesserungen.

In dem Subscribenten-Verzeichnis des zweiten Theils ist zu lesen:

In Berlin, Herr Lieutenant von Tettenborn.

In Potsdam, Herr Baucomtoir-Registrator Pfüller.

In diesem dritten Theile

S. 3. Z. 8. lies reimen statt reien.
— 17 — 11. l. ungleichen st. unglücklichen.
— 34 — 4. v. u. l. konnte st. könnte.
— 54 — 9. v. u. l. man es st. es man.
— 62 — 13. l. verwischten st. vermischten.
— 63 — 5. l. neuer st. neue.
— 78 — 4. l. sehr jung war.
— 93 — 14. l. antworten st. erwarten.
— 174 — 5. l. überwinden st. ausrichten.
— 185 — 1. l. Aufrichtigkeit st. Aufmerksamkeit.
— 212 — 5. l. voces st. vocis.
— 213 — 5. l. jure st. jusu.

Ueber



Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen.

Erfahrung und Nachdenken.

Wenn wir die sogenannte Reife des Verstandes nur erst in den männlichen Jahren von einem Menschen erwarten; so werden wir dazu ohnstreitig durch äußerst wichtige Gründe berechtigt; nur müssen wir uns nicht verleiten lassen, deswegen auch zu glauben, daß dieselbe blos, oder doch hauptsächlich eine Folge des reifern Alters, und der damit verbundenen völligen Ausbildung des Körpers sei. Unser Geist hängt freilich in allen seinen Geschäften mehr oder weniger von der Organisation des Körpers ab, und erst dann, wenn dieser zu der gehörigen

Stärke und Festigkeit gelangt ist, wird ihm ein ganz freies Spiel aller seiner Kräfte möglich; aber beide sind ihrer Natur nach zu sehr verschieden, als daß die nach und nach entstehende Vollkommenheit des einen mit der Entwickelung des andern durchaus in einem nothwendigen und gleichen Verhältnisse stehen müste. Ich würde, um dies zu bestätigen, die Männer anführen, die in den Jahren der völligen männlichen Kraft, bei einem gesunden körperlichen Bau, oft von Jünglingen und wol von Knaben und Kindern an Geisteskräften bis zu ihrer Beschämung übertroffen werden; allein man könnte mir dagegen einwenden, daß mehrere einzelne Ursachen vorhanden wären, wodurch bei einem oder dem andern die Entwickelung der Seelenvermögen gehindert würde, mit der Ausbildung des Körpers gleichen Schritt zu halten. Ich berufe mich daher vielmehr auf die Völker, die in einem ungesitteten Zustande fast alle den gesitteten Nationen an körperlicher Stärke und Festigkeit weit überlegen sind, und doch am Geiste nichts mehr und nichts weniger, als Kinder, zu seyn scheinen.

Unter den unzähligen Beispielen, die uns hiervon die Reisebeschreibungen liefern, will ich nur eines anführen. Gerade wie unsere Kinder sich mit leblosen Dingen beschäftigen, mit ihnen sprechen, ihnen allerlei Handlungen andichten, und überhaupt nichts schwieriges darin finden, die widersprechendsten Dinge mit einander zu reien; eben so setzen die Ostiaken ein unförmliches Klötzchen in eine Ecke ihres Zimmers und machen es zu ihrem Götzen. Neben ihn stellen sie eine Dose mit Schnupftabak, und legen ihm auch geschabtes Weidenbast hin, damit er sich, wie sie es zu thun pflegen, die Nase zustopfen könne, wenn er Tabak genommen hat. Kommt etwa ein Durchreisender, den sie beherbergen, auf den Einfall, in der Nacht die Dose auszuleeren, so wundern sie sich, daß der Götze so stark geschnupft hat, und daß sie ihn doch nicht haben niesen hören. Indessen beruhigen sie sich dieses letztern Umstandes wegen mit der Vermuthung, daß er die Nacht über auf der Jagd gewesen seyn werde. Wahrscheinlich würden sie auch, wenn einmal Jemand die Dose wegnähme, glauben, der nackte Götze habe sie auf der

Jagd aus der Tasche verloren. Wenn einer Frau ihr Mann abgestorben ist, so macht sie sich eine hölzerne Puppe, nimmt sie an seiner Statt mit zu Bette, und läßt sie mit sich essen. Wie unsere Kinder leblose Dinge, um sich an ihnen zu rächen, schlagen und verderben, auch nichts unschickliches drin finden würden, den Höhern und Stärkern, wenn er sichs gefallen ließe, zu mißhandeln; so geben die Ostiaken ihrem Götzen ohne Bedenken die Knute, wenn sie meinen, daß ers verdient hat, und zerhacken ihn wol ganz. Wie jene, wenn sie auf einem Stöckchen reiten, den Trab und das Wiehern des Pferdes nachmachen, so ist es bei diesen ein Lieblingsvergnügen, im Tanze den Zobel, den Kranich, das Elenn und andere Geschöpfe nachzuäffen. Sie bitten sogar, den Bär, den sie geschossen haben, deshalb um Vergebung, und singen noch seinem aufgehangenen Pelze viele Entschuldigungslieder vor. Auch pflegen sie, wenn sie lustig, oder betrunken sind, wie unsere sechsjährigen Kinder, alles was sie sagen wollen, nach einer einfachen Melodie abzusingen.

Wenn

Wenn wir, um diese und ähnliche Beispiele von andern Nationen zu erklären, nicht geradezu sagen wollen, daß Gott manchen Völkern den Menschenverstand versagt habe, und auch nicht dem Clima und der Nahrung etwas zuschreiben wollen, was Nahrung und Clima allein nicht wirken können: so müssen wir gestehen, daß bei diesen unaufgeklärten, den Kindern ähnlichen Männern kein anderer Grund der großen Einschränkung ihrer Verstandskräfte vorhanden sei, als theils, daß sich in ihren frühern Jahren keine bildende Hand mit ihnen so viel und so lange beschäftigt, wie mit uns, theils daß es ihnen — worauf ich hier hauptsächlich sehe, — bei ihrer äußerlichen Verfassung, an Gelegenheit fehlt, durch viele und vielerlei E r f a h r u n g e n ihren Geist zu üben, und dadurch seine Kräfte zur Reife zu bringen. Welch ein merkwürdiger Wink über den Werth der Erfahrung!

Es bedarf indessen dieses Winkes nicht sehr; denn alle Welt hat bereits einen hohen Begrif davon. Der Greis ist stolz auf den Reichtum von Erfahrungen, den er sich auf seiner langen Lebensbahn eingesammlet hat, und er bringt die

jüngere Welt zum Schweigen, wenigstens verlangt er, daß sie schweigen soll, sobald er sich darauf beruft. Der Ungelehrte ist taub gegen alle Gründe, die der Scharfsinn ihm entgegen setzt, sobald er die Erfahrung für seine Meinung anführen kann, oder es zu können glaubt. Der Philosoph spricht in einem entscheidenden Tone, wenn er durch sie seine Vernunftschlüsse unterstützt sieht. Allen sagt es ihr Selbstgefühl, daß die einzige Quelle ihrer ganzen Erkenntniß und die endliche alleinige Stütze derselben die Erfahrung ist.

So wie aber Jedermann den Werth des Geldes zu schätzen weis, ohne deswegen auch zu wissen, wie man es erwerben und aufs beste anlegen müsse, so auch mit der Erfahrung! Unter tausenden sind gewiß immer mehr als neun hundert, die sichs nie klar gemacht haben, was man thun müsse, sich einen Schatz derselben zu verschaffen, und damit auf das vortheilhafteste zu wuchern. Da das ganze Leben nichts anders, als eine längere oder kürzere Reihe von Erfahrungen ist, so sollte man freilich jene Unwissenheit am wenigsten vermuthen; wenn es nur

nicht

nicht so gewöhnlich wäre, die Menschen gerade am unbekanntesten mit denen Dingen zu finden, die ihnen am nächsten sind, und sie beständig umgeben. — Möchte ich so glücklich seyn, bei manchem von meinen Lesern — wenigstens Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand zu erregen!

Sobald man weis, daß Erfahrung nichts anders ist, als Erkenntniß, die wir durch Empfindung erlangen; so ergiebt es sich von selbst, daß die Beschaffenheit der Erfahrungserkenntniß eines Menschen sowohl, als ihr Umfang, von der Beschaffenheit seiner Sinne, von der Menge und Beschaffenheit der Dinge, welche sich seinen Sinnen darstellen, von seiner Aufmerksamkeit auf alles, was er empfindet, und der nachmaligen Beschäftigung seiner Seele mit diesen so eingesammleten Erkenntnissen abhängt. Ohne mich hier auf metaphysische Spekulationen einzulassen, die ohnehin nur durch sehr dünne Fäden mit dem praktischen Gebrauche zusammenhängen, will ich über jeden der hergezählten Punkte einige Anmerkungen machen — zum weiteren Nachdenken für den, dem seine sittliche Bildung nicht gleichgültig ist.

Was zuvörderst unsre Sinne betrift, so ist es allgemein bekannt, daß die Verschiedenheit derselben bei den verschiedenen Menschen äußerst beträchtlich ist. Ich denke hier nicht an jene Verschiedenheiten, die höchst wahrscheinlich vorhanden sind, die wir aber nur nicht ganz unbezweifelt darthun können, und die ohnehin von keinem weiteren Einflusse auf unsere Erkenntniß sind; da es z. B. noch sehr zweifelhaft ist, ob ein Mensch genau so sieht, wie der andere, und ob nicht dem einen alle Dinge viel größer, als dem andern, und viel kleiner als dem dritten vorkommen. Ich sehe hier nur hauptsächlich auf die größere Reitzbarkeit der Nerven überhaupt, und auf die Schärfe und Feinheit einzelner Sinne, die ein Mensch vor dem andern voraus zu haben pflegt.

Meyer *) führt ein Beispiel von einer außerordentlichen Reitzbarkeit eines ganzen Volkes an. „Die Samojeden, sagt er, werden durch jede unvermuthete Berührung, durch ein Zurufen, das sie nicht erwarteten, und allerhand derglei-chen

*) S. Briefe über Rußland. Th. 2. S. 118. u. f.

chen plötzliche Erscheinungen fast in eine Art von Wuth gebracht, so daß sie nicht mehr wissen, was sie thun; sie schlagen um sich, wälzen sich auf der Erde herum und gebärden sich gänzlich wie Rasende. Einer wurde einstens rasend, da ihm ein russischer Student einen schwarzen Handschuh angezogen hatte; er grif nach dem Beile, schüttelte seine Hand, die er nun für eine Bärentatze ansah, und unterstand sich nicht, mit der andern Hand darnach zu greifen. Dergleichen Beispiele von äußerst reitzbaren Personen, fährt er fort, habe ich auch in Deutschland gefunden. Ein im vorigen Kriege gefangener Capitain der Cöllnischen Truppen war seiner gar nicht mächtig, wenn man ihn angriff. Er konnte es nicht ertragen, wenn man sich selbst kitzelte, ja selbst das Reiben der Hand, oder auch anderer Gegenstände brachte ihm üble Empfindung zuwege. Wir hielten dies anfänglich für Scherz oder Affektation, und fielen einst über ihn her, um ihn zu kitzeln; allein er brach in ein entsetzliches Gelächter aus, wurde ganz blau im Gesichte, und wir sahen es nun wol ein, daß es nicht blos Ziererei war."

Täglich sehen wir Beispiele von Personen, deren Reitzbarkeit ungewöhnlich stark ist. Denn sie ist doch der hauptsächliche Grund, daß viele Leute so heftig erschrecken; daß sie so schnell, durch einen Anblick, durch Musik, durch ein Wort, bis zu Thränen gerührt werden; daß sie einen Duft von Blumen, der andern angenehm ist, nicht ertragen können; daß sie bei jedem kleinen Schmerze unaussprechlich leiden, und daß Bilder ihrer Phantasie sie eben so heftig, und wol noch heftiger, als einen andern wirkliche Empfindungen, erschüttern. Welch einen grossen Einfluß muß aber dies, nicht nur auf ihr Verhalten in tausend Fällen, sondern auch auf ihre Empfindung, und auf die daraus gesammleten Erfahrungsbegriffe haben!

Und einen ähnlichen Einfluß hat unausbleiblich die größere oder geringere Schärfe und Feinheit einzelner Sinne. So wie der Unglückliche, dem ein Sinn ganz fehlt, nothwendigerweise über eine ganze Klasse von Beschaffenheiten der Körper völlig unwissend bleibt; so wird der mit einem schwächeren oder stumpferen Sinne versehene durchaus mehrere oder wenigere

Begriffe ganz verlieren, wenigstens mangelhaft bekommen, je nachdem der Fehler seines Sinnes größer oder kleiner ist. Wer z. B. ein kurzes Gesicht hat, wird von der Schönheit einer Aussicht, oder eines Gebäudes, das seiner Größe wegen in einiger Entfernung gesehen werden muß, von einem Gemälde, und hundert andern Dingen nie einen so guten und ganz genauen Begrif erhalten, als der Scharfsichtige. Ueber die wichtigen Folgen, die ein Fehler des Ohrs haben kann, habe ich einst äußerst merkwürdige Beobachtungen angestellt; ich will sie aber besonders mittheilen *), um nicht hier den Faden der Gedanken dadurch allzusehr zu unterbrechen. Bei den übrigen Sinnen, dem Gefühle, dem Geschmacke und Geruche, findet es zwar auch immer Statt, daß die Genauigkeit der durch sie erlangten Empfindungsbegriffe durchaus von der Güte der sinnlichen Werkzeuge abhängt; da wir aber diese Begriffe nicht, wie das Gehörte und Gesehene, zergliedern können; so ist es ein selte-

ner

*) S. den dritten Auffatz in diesem Theile: Bemerkungen über einem jungen harthörigen Menschen.

ner Fall, daß das Mangelhafte darin von Folgen wäre, oder auch nur bemerkt werden könnte.

Ueberhaupt giebt es kein anderes Mittel, die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit unserer Sinne würdigen zu lernen, als die Vergleichung unserer Empfindungen mit anderer Menschen ihren. Es kann nun freilich niemand uns sagen wie er empfindet, denn wir können seine Worte über diesen Gegenstand nie anders, als nach unserer eigenen Empfindung, verstehen; aber in den meisten Fällen kann er uns doch sagen, daß und was er empfindet, und dann können wir auch nicht selten aus der Folge schließen, wie er empfunden habe.

Ich will mich durch ein Beispiel verständlicher machen! Wenn ich annehme, daß mein Nachbar und ich nach einer Tafel sehen, die zwanzig Schritte von uns beiden aufgehängt ist: so können wir beide noch die Schrift auf der Tafel ohne Mühe lesen. So lange wir nun bei der Tafel stehen bleiben, ist es nicht möglich, daß er mir angeben kann, ob er die Buchstaben auf derselben größer oder kleiner, klärer oder dunkler sieht; denn ein jedes Maß, welches er mir angeben wollte, würde er wieder größer oder kleiner

sehen,

sehen, als ich. Wir gehen aber weiter, und erblicken in der Entfernung einen Thurm. Er sagt mir: ich sehe das Zifferblatt an dem Thurme, ich erkenne die Zeiger, ich sehe wie viel die Glocke ist. Ich mag mir Mühe geben so viel ich will, ich sehe nicht Zahl, nicht Zeiger, nicht Zifferblatt. Nun kann ich sehr natürlich den Schluß ziehen: Mein Nachbar sieht besser als ich. Indessen ist es noch möglich, daß er ein außerordentlich scharfes Gesicht hat; ich würde folglich zu voreilig seyn, wenn ich nun sogleich über einen Fehler meines Augs klagen wollte. Der Fall begegnet mir nachher aber öfter mit andern Menschen, daß sie immer Gesichter erkennen, wo ich kaum die Figur erblicke, daß sie an einer Tafel lesen können, wo ich kaum sehe, daß eine Tafel da ist; und nun werde ich gewahr, daß mein Gesicht schwach, das heißt schwächer ist, als es bei dem Menschen zu seyn pflegt.

Eine solche Entdeckung ist freilich nicht sehr angenehm für den, der sie macht; allein sie kann und muß für ihn immer sehr vortheilhaft seyn, wenn er sie benutzen will. Denn da, wie wir vorhin gesehen haben, fehlerhafte Sinne auch jeder=

jederzeit fehlerhafte Erfahrungsbegriffe erzeugen: so wird der, welcher einen Fehler seines Sinnes noch nicht wahr genommen hat, seine verstümmelten Begriffe für richtig halten, und dadurch, weil er sie immer wieder zum Grunde legt, von einem Irrtume zum andern geleitet werden. Wenn er dagegen jene Entdeckung gemacht hat, so kann er theils durch eine größere Aufmerksamkeit, durch näheres Hinzugehen zu dem empfundenen Gegenstande, durch Zuziehung eines andern Sinnes, oder auch durch Erkundigung bei andern seine Erfahrungsbegriffe verbessern; theils aber kann er auch auf die Verbesserung seiner sinnlichen Werkzeuge denken. Der Kurzsichtige z. B. kann nicht nur durch äußere Mittel sein Auge stärken, sondern kann auch durch viele regelmäßige Uebung es dahin bringen, daß er nach und nach seinen Gesichtskreis erweitert, zumal wenn er schon in den Jahren, ehe sein Körper völlig ausgewachsen ist, den Anfang macht, Mühe und Aufmerksamkeit darauf zu verwenden. Oft bleibt indessen auch für den fehlerhaften Sinn, so wie bei Gegenständen, die, wegen ihrer Entfernung oder Feinheit, überall nicht von

dem bloßen Auge bemerkt werden können, nichts anders übrig als der Gebrauch der Waffen, die man in den neuern Zeiten für das Auge und Ohr so sehr zur Vollkommenheit gebracht hat. Wenn es aber auch wahr ist, daß der, welcher den Gebrauch der Lorgnetten zur Mode machte, die Hälfte der Nation geblendet hat, oder, allgemeiner ausgedrückt, daß der Gebrauch der Waffen für die Sinne schwächend und abstumpfend ist: so ergiebt es sich von selbst, wie rathsam es sei, so spät und so selten, als es irgend möglich ist, seine Zuflucht dazu zu nehmen.

Da es also so wichtig ist, gute Sinne zu haben, und so mühsam ihre Fehler zu verbessern, und so nachtheilig sie zu wafnen; so ist es um so mehr eine Pflicht, die ein jeder sich selbst schuldig ist, für die Erhaltung seiner sinnlichen Werkzeuge zu wachen. Vielleicht scheint manchem diese Regel sehr überflüßig zu seyn, weil doch ein jeder sein Auge und Ohr gewiß von selbst lieb hat, ohne dazu aufgefordert zu werden. Allein man gehe nur hin in die Welt und beobachte! Wie viele Menschen verderben nicht durch Unreinlichkeit ihre Sinne; wie viele schwächen

nicht

nicht ihr Auge muthwillig durch rothe Tapeten und Fenstervorhänge, durch das Lesen und Arbeiten bei der Dämmerung, durch allzu nahes Ansehen kleiner Gegenstände *), durch die üble Gewohnheit, ununterbrochen ins Caminfeuer und ins Licht zu sehen u. s. w. Oft glauben sie es durchaus nicht, wenn es ihnen tausendmal gesagt wird, daß sie sich dadurch schaden werden, weil sie es nicht unmittelbar empfinden; und oft fürchten sie wenigstens nicht, daß der Schade so groß seyn werde, als sie ihn nachher mit Schmerzen gewahr werden.

Ehe ich weiter gehe, sehe ich mich genöthigt, hier noch eine Anmerkung zu machen, die einen sehr

*) Wie höchst schädlich es ist, kleine Gegenstände allzunahe anzusehen, und das Auge, wenn man lieset oder schreibt, so dicht auf das Papier zu legen, davon haben wir eine auffallende Bestätigung an denen Kindern, deren Eltern und größere Geschwister sehr kurzsichtig oder übersichtig sind. Da sie von diesen immer sehen, daß sie alle Gegenstände so nahe ans Gesicht bringen, so ahmen sie dies nach, obgleich ihr Auge viel weiter sieht. Nach und nach lernen sie immer näher sehen, bis sie endlich auch kurz- oder übersichtig sind.

sehr beträchtlichen Einfluß auf unsere Beurtheilung und Behandlung anderer Menschen hat. Es ist nemlich folgende: Je mehr wir unsere Empfindungen mit andern vergleichen, desto mehr werden wir einsehen lernen, daß Dinge, die auf uns einen sehr starken Eindruck machen, nur sehr schwach auf diesen und jenen wirken, und daß umgekehrt auch einer oder der andere sehr heftig erschüttert werden kann, wo wir ungerührt bleiben. Es ist dies eine Folge von der unglücklichen Reitzbarkeit, oder wenn man will, von einer ungleichen Spannung der Nerven. Wer sich von dem Daseyn derselben noch nicht überzeugt hat, dem müssen alle Augenblicke im Umgange Räthsel aufstoßen. Daher kommt es denn auch, daß viele es schlechterdings für Ziererei halten, wenn sie jemanden bemerken, der so sehr reitzbar ist, wie der oben erwehnte Officier war; und daß andere, die selbst so reitzbar sind, es nicht begreifen können, wie jemand ungerührt oder auch wol ohne ohnmächtig zu werden, einen Blutenden sehen, sich schneiden lassen, oder sonst etwas ähnliches sehen, thun, oder leiden könne. Möchten sie sich immerhin darüber

über verwundern, und es unbegreiflich nennen; wenn sie nur nicht dadurch zu Härte und Ungerechtigkeiten verleitet würden! Denn nun fordern sie auch gewiß — zumal wenn ihr Wille Befehl ist — von andern eben das, was ihnen möglich ist, halten alles für Kleinigkeit was ihnen leicht wird, glauben, alles was ihnen angenehm ist, müsse es auch andern seyn, was ihnen Mühe macht, müsse auch andern Anstrengung kosten; schelten daher bald Gefühl bald Kaltblütigkeit — Verstellung, und machen, um mit einem Worte alles zu sagen, sich selbst zum Maßstabe des ganzen Menschengeschlechts! Eine sehr reichhaltige Quelle von ungerechten Urtheilen über andere und vom harten Betragen gegen sie, die nicht so oft gerügt wird, als sie es sollte! — — Ich rede nun von dem zweiten Erforderniß zu Erfahrungsbegriffen, von der Gelegenheit Dinge zu sehen und zu hören.

Ohne es je in Baumgartens Metaphysik gelesen, oder vom Professor gehört zu haben, die Seele sei eine Kraft, sich die Welt vorzustellen nach der Lage ihres Körpers, weis selbst der Bauer sehr wohl, daß man nichts hören oder

sehen könne, wo nichts zu hören und zu sehen ist. Er wird daher nie seinen Nachbar, der aus dem Walde kommt, nach Stadtneuigkeiten, oder seinen kleinen Knaben nach einer alten Geschichte fragen. Immer machen wir Schlüsse auf die Art von Kenntnissen, die wir jemanden zutrauen können, wenn wir seinen bisherigen Aufenthalt, seinen Umgang, seine Lebensart wissen; weil wir daraus ohngefehr vermuthen können, welche Gegenstände sich seinen Sinnen werden dargeboten haben.

Im allgemeinen haben die Einwohner grosser Städte den Vorzug vor dem Landmanne und dem Bewohner kleiner Oerter voraus, daß sich ihnen unzählige Gelegenheiten, Erfahrungen zu sammlen, ungesucht aufdringen. Täglich geht vor ihren Augen eine Menge wichtiger und unwichtiger Begebenheiten vor, immer umgiebt sie eine große Anzahl und Mannigfaltigkeit von Menschen, von Kunstwerken, von Handthierungen, von Maschinen, von Vergnügungen und von Auftritten, die in der Provinz kaum dem Namen nach bekannt sind. Alles dies muß ihre Vorstellungskraft ununterbrochen mit neuen

Bildern bereichern. Dafür fehlen ihnen die Begriffe von den Geschäften des Ackerbaus, von den Arten der Gewächse, von manchen Naturerscheinungen, und allem, was dem Anblick des Landmanns täglich ausgesetzt ist.

Man würde gleichwol einen Fehlschluß machen, wenn man ohne Unterschied dem, der viele Gelegenheit gehabt hat, gewisse Dinge zu beobachten, eine bessere Erkenntnis davon zutrauen wollte, als dem, der diese Gelegenheit weniger hatte. Ohne daran zu gedenken, daß jenen ein Fehler der Sinne weniger zum Beobachter geschickt machen konnte, ists auch sehr gewöhnlich, daß man gerade das am wenigsten sieht, was man täglich sehen könnte. Ich kenne Männer, die, wenn sie sich auch nur wenige Tage an einem Orte aufhielten, wo Kunstkammern, Naturalienkabinette, Bildergallerien, Bibliotheken und merkwürdige Fabriken waren, sichs gewiß ein angelegentliches Geschäft seyn ließen, das alles zu besuchen, die aber nun schon seit mehrern Jahren in Berlin wohnen, und noch immer auf eine nähere Veranlassung, sich mit den hiesigen Merkwürdigkeiten bekannt zu machen, warten.

Ich

Ich selbst bedauerte es vor etlichen Jahren, da ich nur wenige Zeit in Berlin war, recht sehr, daß ich nicht Zeit gehabt hatte, gewisse Maschinen, von denen ich mir aus der Beschreibung keinen rechten Begrif machen konnte, anzusehen. Als ich nachher meinen beständigen Wohnort hier fand, bin ich länger, als zwei Jahre fast täglich vor der ofnen Thür des Hauses, worin diese Maschinen waren, vorbei gegangen, ohne je hineinzugehen. Es ist der menschlichen Seele so natürlich, daß sie keinen Bestimmungsgrund findet, etwas gerade jetzt zu thun, wenn sie weis, daß es in Zukunft eben so gut, und vielleicht noch mit mehrerer Bequemlichkeit geschehen kann. Dazu kommt denn noch, daß unsere Neigungen und Wünsche mit der Schwierigkeit, die ihre Befriedigung kostet, zu wachsen und folglich mit der Leichtigkeit abzunehmen pflegen; woraus es sich denn z. E. erklären läßt, daß öfters Fremden, die eine Beschreibung von den Merkwürdigkeiten großer Städte gelesen haben, das Sehenswürdige derselben besser wissen, als ihre Einwohner; daß die berühmtesten Männer in ihren Wohnörtern am wenigsten gekannt, und

auch oft am wenigsten geachtet sind; daß die meisten Menschen tausend alltägliche Erscheinungen immerdar sehen, ohne ein einziges mal nach ihrem Grunde zu fragen, oder selbst darüber nachzudenken; und daß folglich der Reichtum von Erfahrungserkenntnissen nicht durchaus in einem genauen Verhältnisse mit den Gelegenheiten sie zu sammlen steht.

Noch trägt ein Hauptumstand nicht wenig dazu bei, dies Verhältniß sehr zu verändern, nemlich der, daß zu jeder Erfahrung, die eigentlich diesen Namen verdienen soll, Aufmerksamkeit erfordert wird. Alles was wir empfinden, ohne Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, schlüpft gleichsam leise über die Oberfläche der Seele hin, ohne eine Spur seines Daseyns in derselben zurück zu lassen. In jedem Augenblicke wirken gewöhnlich viele Gegenstände zugleich auf unsere Sinne; wir werden uns nur eines, oder einiger bewust, und was die übrigen betrift, ist es beinahe eben so, als wären sie für uns gar nicht da. Dadurch werden unsere Empfindungen auf gewisse Weise willkürlich gemacht, weil es meistentheils von uns abhängt, auf welche wir,

unter mehreren, merken wollen. Und daher läßt sichs im allgemeinen nie mit Sicherheit sagen, daß Jemand, was er zu sehen und zu hören Gelegenheit gehabt hat, wissen müsse, da es nicht einmal gewiß ist, ob er das weis, was er wirklich gehört und gesehen hat.

Nun werden wir zwar, vermöge der Natur unserer Seele, die sich immerdar mit Erkenntnissen zu nähren trachtet, ununterbrochen auf unsere Empfindungen zu merken, angetrieben; allein eben diesem Hange nach immer weiterer Ausbreitung unseres Vorstellungskreises ist jede Erkenntnis, wenn sie nicht an und für sich unangenehm ist, willkommen; und auf einen einzelnen Gegenstand den Sinn und die Gedanken lange zu heften, dazu gehört eine gewisse Anstrengung und Stetigkeit, welche die meisten Menschen beschwerlich finden. Daher pflegen sie sich gemeinhin mehr an dem bequemen Anschaun vieler Objekte, als an der mühsamen Zergliederung und anhaltenden Beobachtung eines einzelnen zu vergnügen. Es kostet ihrem Geiste ungleich weniger Anstrengung, eine ganze Straße schöner Häuser anzusehen, als vor einem einzigen still

zu stehen, und das Ebenmaß, die Verzierungen, den Effekt des Ganzen u. s. w. zu zergliedern. Es wird ihnen leichter einen vielbändigen Roman durch zu lesen, als etliche Bogen, die für den Verstand geschrieben sind, zu studiren. Dort nährt Bild an Bild gereiht die Phantasie, hier wird Selbstthätigkeit erfordert, die jeden Gedanken festhält und verfolgt. Natülich ist dem müßigen Kopfe jenes süßer, als dieses.

Je größer die Anzahl der Dinge ist, die uns umgeben, je stärker sie auf uns wirken, desto mühsamer wird uns die Wahl eines einzelnen, mit welchem wir unsern Geist beschäftigen wollen, und desto beschwerlicher wird uns die Fortsetzung des unverrückten Hinschauns auf dasselbe. Aus eben diesem Grunde wird uns die Aufmerksamkeit auf die Dinge, die uns umgeben, weniger lästig, ja sie wird sogar Bedürfniß für unsern Geist, wenn derselben nur wenige vorhanden sind, und sie uns eine längere Zeit umringen. Alsdann erweckt uns die Einerleiheit in dem bloßen Anschaun Ueberdruß, und wir suchen uns durch das Aufsuchen der Mannigfaltigkeit in den wenigen Objekten für den Mangel

der Abwechselung schadlos zu halten. Der Kranke z. B. der lange und oft allein auf seinem Bette liegt, fängt mit der Zeit an die Fensterscheiben, die Streifen der gemahlten Wand, und alles was sich durch eine Zahl ausdrücken läßt, in seinem Zimmer zu zählen, er vergißt die Anzahl wieder und zählt von neuem. Er nimmt die Veränderung des Schattens, den das zur verschiedenen Tagszeit einfallende Sonnenlicht bildet, so wie die Falten und Figuren der aufgehangenen Gewänder und Tücher wahr, findet Aehnlichkeiten in denselben, die kein anderer zu finden weis, und schöpft Unterhaltung aus diesen geringfügigen Beobachtungen. In gesunden Tagen kann eben derselbe Mann alle diese Gegenstände Jahre lang um sich haben, ohne daß es ihm einfällt, sich auf diese Art mit ihnen zu beschäftigen, da seine Kräfte immerdar durch wichtigere Dinge in Thätigkeit gesetzt werden. Aus eben dem Grunde lesen die Städter oft erstaunlich viel, und vergessen immer wieder, was sie gelesen haben; die Landleute hingegen studiren jedes Buch, weil ihr Vorrath nur klein ist, mehr als einmal durch, bis sie das beste dar-

aus — wenigstens was ihnen am meisten gefällt — auswendig wissen.

Aus diesen Bemerkungen läßt sichs nun abermals erklären, warum die Einwohner großer Städte, ohnerachtet ihrer vielen Gelegenheit, tausenderlei Dinge zu sehen und zu hören, nicht durchaus verständiger sind, als die Kleinstädter und Landleute; weil sie nämlich unter der Menge ihrer Zerstreuungen nicht so anhaltend auf alles merken, als diese es zu thun pflegen. Ihre geringere Aufmerksamkeit macht sie wieder mit jenen, die weniger Erfahrungen sammlen können, gleich, oder setzt sie auch wol hinter sie zurück; denn wir werden es immer bestätiget finden, was die Seelenlehre erklärt, daß unser Geist mehr durch das gute Fassen einiger Vorstellungen, als durch eine Menge durcheinander geworfener Bilder aufgeklärt wird. Nie habe ich ein auffallenderes Beispiel davon gefunden, als an eben dem Knaben, dessen ich im ersten Theile S. 6 erwähnt habe. Er war, wie auch dort angeführt ist, beständig kränklich, und muste entweder auf dem Bette oder auf einem Bänkchen, das an einen kleinen Tische befestigt war,

sitzen, so daß er nur dann etwas neues zu sehen bekam, wenn seine Wärterin ihn auf dem Arme aus seiner Stube trug. Dafür hatte er aber auch von allem, was um und neben ihm war, die genausten Kenntnisse. Er wuste, wenn die Mutter etwas suchte, fast immer wo es lag, oder traf doch, wenn irgend etwas nicht zu finden war, durch Vermuthungen, wie es abhänden gekommen seyn möchte. War er einmal über die Straße getragen worden, so erinnerte er sich der Farbe der Häuser, ihrer Größe, ihrer Besitzer, ihrer Folge u. s. w. sehr genau; und überhaupt verrieth er in seinen Gesprächen mit seiner alten treuherzigen Wärterin einen Grad des Verstandes, der in seinen Jahren höchst ungewöhnlich ist. Dagegen habe ich auch oft genug Menschen gefunden, die Tage lang unter Menschen und andern Gegenständen, wie im Traume, umher wandeln können, ohne auf irgend etwas so genau zu merken, daß sie sich desselben nachher wieder erinnern könnten.

Andere haben einen so geringen Grad der Aufmerksamkeit, daß sie sich immer nur mit einer einzigen Vorstellung beschäftigen können.

Diese nimmt die ganze Kraft ihres Geistes für sich allein hin, und setzt sie außer Stand, noch ein zweites oder drittes daneben zu bemerken. Es besahe einst eine Gesellschaft ein Cabinet, das einige Sammlungen großer Seltenheiten enthielt. Der Führer, der dieselben vielleicht ein paar tausend mal gezeigt hatte, mochte vermuthlich öfters gesagt haben: „Dies ist eines der seltensten Stücke in der Welt.“ Dabei war ihm der Ausdruck „in der Welt“ so geläufig geworden, daß er ihn fast in einem jeden seiner Sätze etliche mal anbrachte. Es ist wahr, es mag allen einige Mühe gekostet haben, das Lachen zu verbeißen, da er seine Anrede an sie, mit einem höchst pedantischen Tone und mit einem Anstande, der völlig dazu paßte, folgendergestalt anfing: „Meine Herrn in der Welt werden hier eine Sammlung von Seltenheiten in der Welt sehen, die sehr gesehen zu werden verdient. Diese Thüre in der Welt, und das Schloß in der Welt, sind schon sogleich merkwürdig in der Welt u. s. w. Als aber die Gesellschaft zurück kam, fand sich, daß einer unter ihnen schlechterdings nicht das geringste von

allem, was er gesehen hatte, wuste, so sehr hatte sich seine ganze Denkkraft mit dem Manne in der Welt beschäftigt.

Da wir nie die Gegenstände um uns her so in unserer Gewalt haben, daß nicht immer einige auf unsere Sinne wirken sollten, die wir doch gerade zu der Zeit nicht bemerken wollen; und da es auch oft nothwendig ist, viele Dinge zugleich wahrzunehmen: so ist es höchst wichtig, sich von Jugend an mit Ernst zu üben, daß man sowohl seine Aufmerksamkeit unverrückt auf einen Gegenstand heften, als auch auf mehrere zugleich sie mit Leichtigkeit ausdehnen könne. Bloße Uebung ist es, durch welche viele Gelehrten es dahin gebracht haben, daß sie mitten im Geräusch einer Gesellschaft, oder unter den lärmenden Spielen ihrer Kinder zu Hause, die abstraktesten Materien durchdenken, und den Faden ihrer Meditation ununterbrochen festhalten können. Schwerer ist es, seine Vorstellungskraft mit vielen Dingen zugleich zu beschäftigen; aber durch Uebung kann man es auch darin bis zum Erstaunen weit bringen. Die Geschichte hat uns das Andenken etlicher Männer aufbehalten,

halten, die diese Kunst in einem so hohen Grade besaßen, daß sie mehrere Briefe verschiedenen Schreibern zugleich in die Feder gaben. Man hat dies als etwas außerordentliches bewundert; nützlicher wäre es gewesen, sich durch diese Beispiele von einer Fähigkeit des menschlichen Geistes zu ähnlichen Versuchen seiner Kraft ermuntern zu lassen. Denn ich bin fest überzeugt, daß jeder, nicht ganz stumpfe, Kopf es eben dahin bringen könne; wenn er sich die Mühe giebt, nach und nach von einfachern zu mehr zusammengesetzten Uebungen fortzuschreiten.

Man frage nicht: wozu das? freilich nicht, um vier, fünf Briefe zugleich zu diktiren; denn wer hat immer vier oder fünf Schreiber, und wen belastet sein Schicksal mit einem so starken Briefwechsel, daß er sie gebrauchte? Aber es giebt der Geschäfte des Lebens so viele, zu denen im größeren oder geringeren Maße die Fertigkeit, mehrere Vorstellungen nebeneinander lebhaft zu denken, unentbehrlich ist. Der gemeinste Schreiber, dem etwas diktirt wird, muß doch wenigstens das denken, was er eben jetzt schreibt, und auch das, was ihm während der Zeit wieder

gesagt

gesagt wird. Ungleich mehr muß der öffentliche Redner in einem Augenblicke mit seiner Seele thun, wenn er einen Vortrag hält, den er nur nach den Hauptsätzen vorher entworfen hat. Er erinnert sich dessen, was er zuvor, zu sagen, beschloß; er wählt unter der Menge von Dingen, die sich zur Erläuterung, zum Beweise, zur Bestätigung, zur lebhaften Darstellung seines Vorwurfs, sagen lassen; er denkt in einem Augenblicke einen Gedanken, samt der Zergliederung desselben, gleichsam in einem allgemeinen Ueberblicke, und fängt zugleich an, ihn durch einzelne Worte nach und nach zu entwickeln; er wählt einen Ausdruck und verwirft einen andern von ähnlicher Bedeutung, und denkt sich die Gründe seiner Wahl; er erinnert sich immerdar des Zusammenhangs, und lenkt schon wieder den jetzigen Abschnitt seines Vortrags auf den nächstfolgenden hin; dabei sorgt er vielleicht noch für Wohllaut und Aktion, und mißt das Verhältniß der einzelnen Theile seiner Rede zum Ganzen, und zu der ihm etwa vorgeschriebenen Zeit. Ueber dies alles hört er bald dieses, bald jenes Geräusch; sieht die Bewegung seiner Zuhörer,

lieset in ihren Gesichtern Aufmerksamkeit, Rührung u. dergl., und nimmt wol auch daher eine neue Veranlassung, seine Vorstellungen weiter zu entwickeln, sie lebhafter ausdrücken, u. s. w.

Von einer andern Art, obgleich auch sehr zusammengesetzt, sind die Vorstellungen, die den Clavierspieler beschäftigen, wenn er ein nicht allzu einfaches Stück zum erstenmale spielt. Er muß die Noten des Diskants und des Basses übersehen, muß in der obern Reihe vielleicht über einander geschriebene Noten, und in der zweiten Ziffern des Generalbasses bemerken. Er muß mit den Fingern — und zwar in einer schicklichen Ordnung — die Tasten berühren; und noch dazu mehrere derselben zugleich; er muß den Tact behalten, die vorkommenden Noten jedesmal darnach eintheilen, auch wol ein unterschriebenes Forte, Piano, Crescendo, einen Triller, Doppelschlag, und dergleichen bemerken, und dies alles so schnell, daß er sich kaum einer einzigen von allen diesen Handlungen bewußt werden kann.

Es ist jetzt zu meiner Absicht nicht nöthig, zu untersuchen, wie viele von diesem allen in der

Seele

Seele auf einmal, oder in einer unmerklich schnellen Folge auf einander geschieht. Genug die Seele des Menschen ist einer so sehr zusammengesetzten Wahrnehmung äußerer Gegenstände und innerer Empfindungen fähig; durch Uebung kann diese Fähigkeit bis zu einem Grade, dessen Möglichkeit wir leugnen würden, wenn wir nicht häufige Beispiele davon sähen, erhöhet werden; und in unzähligen Fällen des gemeinen Lebens hat dieselbe einen höchst wichtigen Einfluß! — Möchte doch vornemlich bei der Erziehung von diesen unleugbaren Wahrheiten Gebrauch gemacht werden! Wir würden alsdann viel weniger Menschen finden, die in dem unerheblichsten Gespräche den Faden ihrer Vorstellungen verlieren, sobald sie im mindesten unterbrochen werden, die die Theile der kleinsten Begebenheit so einzeln denken, daß sie in ihrer Erzehlung alle Augenblicke einen Umstand vergessen, und ihn zur Unzeit nachholen, die bei dem unwichtigsten Geschäfte ein Versehen über das andere machen, und jedesmal die Besinnungskraft verlieren, wenn sie etwas unerwartetes überrascht. Blos durch Uebungen mancherlei Art läßt sich

das endlich überwinden. Vielleicht steht hier ein Versuch, den ich mit mir selbst angestellt habe, nicht am unrechten Orte!

Während meiner Schul- und Universitäts-jahre hatte ich mich gewöhnt meine Arbeiten größtentheils des Abends spät, wenn alles still war, zu thun. Als ich nachher der Erzieher des jungen Töllners wurde, bemerkte ich, daß ich fast gar nicht im Stande war, meine Aufmerksamkeit auf irgend eine Vorstellung zu heften, so bald ich von außen gestöhrt wurde. Es ging dies so weit, daß beim Schreiben meine Feder, wenn mein Zögling auf dem Clavier spielte, langsam oder geschwinde ging, je nachdem er die Bewegung seiner Melodie veränderte. Ich wurde unwillig über mich selbst, und fing an mit Ernst auf die Verbesserung dieses Fehlers zu denken. Nach und nach brachte ich es dahin, daß ich auf seine Musik hören, sogar, wenn er sang, die Worte des Textes verstehen, und ununterbrochen fortschreiben könnte. Ich versuchte nun selbst eine Melodie zu singen, aber sogleich schrieb ich wieder nach dem Tacte. Nachdem ich auch in etlichen Tagen dies überwunden hatte, fing

ich an, ein Lied, das ich auswendig wuste, zu singen, aber es wollte nicht gehen; entweder hörte ich auf zu schreiben, oder ich verschrieb mich fast in jedem Worte. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, in meiner Uebung fort zu fahren, bis es mir allmählig gelang, nicht nur einen Brief, oder eine mir bekannte Geschichte niederschreiben zu können, und während der Zeit eine mir unbekannte Erzählung zu hören und völlig zu fassen; sondern auch mit einem andern zu sprechen, und doch ununterbrochen fort zu schreiben.

Noch ist, was die Erfahrung betrift, ein Umstand so erheblich, daß ich ihn nicht übergehen kann. Jedermann kennt die Gewalt des Vorurtheils; aber kaum sollte man glauben, daß dasselbe auf die Empfindungen einen Einfluß hätte, und doch sehen wir täglich Beweise des Gegentheils. Als Hervey, der Erfinder unserer richtigern Theorie vom Umlauf des Bluts, die Entdeckung bekannt machte, daß sich in den Blutadern Valveln befänden: so leugnete ihm jemand mit unerhörter Dreistigkeit das Daseyn derselben ab. Hervey berief sich auf den Au-

genschein, und lud seinen Gegner zu einem Besuche ein, wo er ihm diese Valveln präparirt vorzeigen wollte. Jener kam, als er aber merkte, daß er sehen würde, was er nicht sehen wollte; so schloß er die Augen fest zu, um behaupten zu können, er habe in Herveys Präparaten keine Valveln gesehen. Die Gelehrtengeschichte hat uns ein ähnliches älteres Beispiel aufbehalten. Der Florentinische Arzt, Franziscus Redus, war für den Aristoteles mit einem so starken Vorurtheile eingenommen, daß er schlechterdings nie durch ein Fernrohr den Himmel ansehen wollte, damit er nicht gestehen müste, Galiläus a Galiläis habe einige Sterne entdeckt, die dem Aristoteles unbekannt gewesen. Es mag nun zwar selten seyn, daß jemand mit einer solchen Hartnäckigkeit eine vorgefaßte Meinung fest hält, und sich so vorsetzlich gegen alles sträubt, wodurch er davon zurückgebracht werden könnte; desto gewöhnlicher ist es aber, daß Vorurtheile irgend eine ihnen angemessene Phantasie der Empfindung unterschieben. Ich habe Personen kennen gelernt, denen das angenehmste Getränk sogleich bitter schmeckte und den heftig-

sten

sten Ekel erregte, sobald man ihnen, blos im Scherze, sagte, es sei Arznei darunter gemischt. Und wer weis es nicht, daß der Furchtsame in der Nacht jeden Schatten, Pfähle, Bäume, Steine und andere Dinge für Gespenster hält, und allenfalls schwört, er habe ganz deutlich einen Riesen mit feurigen Augen und geöfnetem Rachen gesehen. Diese und unzählige andere Beispiele, die man täglich sammlen kann, dienen zum Beweise, wie sehr man dafür sorgen müsse, das wirklich empfundene von dem, was die Phantasie hinzu setzt, zu unterscheiden. Denn nichts trübt den reinsten und ergiebigsten Quell unserer Erkenntnis mehr, als Nachläßigkeit und Uebereilung in diesem Punkte. Und ob gleich alle Menschen empfinden, und man gemeinhin glaubt, es sei nichts leichter, als fühlen, sehen, hören, schmecken, riechen; so getraue ich mir doch zu behaupten, daß sehr viel Philosophie dazu gehört, um überall genau zu wissen, was man empfunden hat.

Welche Wohlthat erwiese ein Weiser seiner Nation, wenn er sie empfinden lehrte! Tausend Irrtümer, eben so viele Streitigkeiten, und noch

mehr thörichte Handlungen entstehen beim Volke blos daher, weil es seine Sinne nicht zu gebrauchen weis, und weil es nicht gelernt hat, das wirklich empfundene von dem zu unterscheiden, was Vermuthung hinzusetzt. Aber hat Iselin irgend wo recht, so ist es hier, wenn er sagt: „Jede Wahrheit und jede menschliche Gesinnung muß Jahrhunderte hindurch in den Schriften der Weltweisen keimen, ehe sie für das Volk reifen kann.“ Und hier abermals, Erzieher, für euch ein Gegenstand von der ersten Wichtigkeit! Sagt es euren Zöglingen nicht blos, welche Behutsamkeit nöthig ist, um sich vor dem Erschleichungsfehler zu hüten; sondern zeigt es ihnen oft bei ihren Empfindungen, daß sie ihn begehen; setzt sie geflissentlich in allerlei Lagen, wo es schwer ist, ihn zu vermeiden, und führt sie bei den Thorheiten anderer bis auf diesen Quell, woraus sie flossen, zurück, damit sie die Wichtigkeit der Sache lebhaft erkennen, und ihnen ihr ganzes Leben hindurch ein tiefer Eindruck davon bleibe.

Ich sollte nun noch insbesondere einige Anmerkungen über die Erfahrung machen, in so

fern

fern man darunter oft Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens versteht; denn so nimmt man gewöhnlich das Wort, wenn man sagt, es habe jemand viel Erfahrung, oder es fehle ihm daran. Da ich aber in einem der folgenden Theile dieses Buchs davon ausführlich zu handeln gedenke: so will ich jetzt nur noch kürzlich von der Benutzung unsers Erfahrungsschazzes, oder dem Nachdenken, reden.

Ich habe bereits oben die Erkenntniß mit dem Gelde verglichen, und diese Vergleichung findet auch hier weiter fortgesetzt statt. Jeder Vernünftige spottet des Thoren, der sich sein ganzes Leben hindurch damit beschäftigt, Reichtümer zu sammlen, gesetzt auch, daß jeder Ducaten, den er beilegt, vollwichtig und vom feinsten Golde wäre; und er verdient den Spott, weil das Vergnügen des Sammlens nur der geringste Vortheil ist, den Reichtümer, dem Menschen gewähren können. Eben so ist es eine armselige Beschäftigung, Erfahrungen blos zu sammlen, und sie in dem Vorrathshause derselben, dem Gedächtnisse, nieder zu legen; gesetzt auch, daß jede genau und edel ist. Erst durch

 die

die Haushaltung, die das Nachdenken damit treibt, wird der Schatz, der dem Gedächtnisse anvertraut ist, nützlich.

Columbus, z. B. konnte immerhin von der sphärischen Gestalt der Erde unterrichtet seyn; konnte täglich Beweise vor sich sehen, daß die Absicht des Schöpfers bei allen seinen Werken offenbar dahin ging, empfindenden Wesen Daseyn und Wohlfarth zu schenken; konnte das Verhältniß der Schwere zwischen dem Wasser und der Erde genau wissen; konnte hören, daß der Westwind einem portugisischen Seefahrer auf einer westlichen Farth ein künstlich geschnitztes Holz, und seinem eigenen Schwager Rohr, das dem vom Ptolemäus beschriebenen ostindischen Produkte ähnlich war, zugeführt habe, und daß die See nach anhaltenden Westwinden aus den Wurzeln gerissene Bäume, ja sogar ein paar todte Cörper von Männern, die weder den Europäern noch Afrikanern glichen, an die Küsten der Azoren gespühlt habe. Dies alles konnte Columbus wissen; der Entdecker einer neuen Welt wäre er damit noch nicht geworden. Tausende seiner Zeitgenossen wußten eben das, und

ließen es beim bloßen Wissen bewenden; zu einem Beweise, daß mit einem Schatze von Erfahrungen noch nichts gethan sei.

Es giebt sogar Gelehrten, die eine ungeheure Menge von Begriffen, durch eigene Beobachtung, durch Lecture, durch Gespräche, in ihrem Kopfe zusammen gehäuft haben, und dennoch über jeden Gegenstand der Gelehrsamkeit und des gemeinen Lebens höchst elend raisonniren. Diese Erscheinung würde unerklärlich seyn, wenn sichs nicht fände, daß bei ihnen die Erkenntnisse alle abgesondert liegen, wie die Inseln des Archipels. Man denke sich so einen Monarchen, dessen Land ein Archipelagus wäre. Man nehme an, daß er, auf allen Inseln zusammengenommen, zwar alles hätte, was zu dem leckerhaftesten Mahle erforderlich wäre; er besäße aber gar kein, oder ein äußerst langsames Fahrzeug, mit dem er von den übrigen das herbei schaffen könnte, was der Insel, auf welcher er sich jedesmal aufhielte, noch abginge. Würde er uns nicht, trotz seinem Reichtume an vortreflichen Produkten, jedesmal mit sehr unschmackhaften, Ekel erregenden Schüsseln bewirthen müssen?

Nicht also Columbus! Er stellte die Sätze, welche ich vorhin angeführt habe, neben einander, verknüpfte sie zusammen, oder, mit einem Worte, er dachte nach, und das Resultat seines Nachdenkens war die Wahrscheinlichkeit, daß ein bis dahin unbekanntes Land vorhanden seyn, oder daß die östliche Grenze Ostindiens sich nicht allzuweit von den westlichen Gegenden Europens erstrecken müsse.

Nun ergiebt sich von selbst, worin eigentlich das Geschäft der Seele, welches wir Nachdenken nennen, besteht: in Nebeneinanderstellung dessen, nämlich, was wir selbst empfunden, oder von andern gelernt haben, in Vergleichung desselben mit einander, in Wahrnehmung der ähnlichen Fälle, und daraus entstehenden Voraussetzungen, Vermuthungen, oder gewissen Schlüssen. Die Erfahrung findet das Samenkorn, das Nachdenken gräbt es in die Erde, zieht aus demselben einen Baum, gewinnt davon neuen Samen und Früchte, und vervielfältigt seinen Nutzen bis ins unendliche. Es entstand nie eine Frucht, wenn nicht das erste Samenkorn gefunden wurde; aber sie entstand eben so wenig,

wenn

wenn es nicht einem fruchtbaren Boden anvertraut, nicht gepflegt, und nicht der daraus aufkeimende Sprößling gewartet wurde.

Schon durch die Natur unserer Seele, die sich eben so sehr nach klarer Vorstellung aller sich ihr darstellenden Begriffe, als nach neuen Ideen sehnt, werden wir zu diesem Nachdenken getrieben. Ohne daß wir es wollen, und öfter auch, ohne daß wir es wissen, stellen wir Vergleichung der jetzt in uns erweckten Vorstellungen mit unsern sonstigen Erfahrungen an, und nur dann erst, wenn wir diese Vergleichung zu Stande bringen, sagen wir, daß wir etwas begreifen. Zum Unglück begnügen sich aber die meisten Menschen immer mit einem ohngefähren Begriff. Wem es dagegen um wirkliche Aufklärung seines Geistes zu thun ist, der ruhet nicht eher, als bis er alles gethan hat, um sich jegliche Vorstellung völlig klar zu machen. Jene fragen vielleicht auch wol, wenn sie Zinnober nennen hören, was ist das? und sind mit der Antwort zufrieden: „eine rothe Farbe.“ Dieser hingegen bemüht sich ihn zu sehen, fragt nach seinen Bestandtheilen, nach der Art wie er

gewonnen wird u. s. w. Und wenn er hört, daß er aus Schwefel und Quecksilber besteht: so sieht er Quecksilber und Schwefel an, läßt sich die Art zeigen, wie der Künstler beides mit einander vereinigt, vergleicht denn das von der Kunst erzeugte mit dem, was die Natur ihm vorgemacht hat — und hat von dieser, und jeder ähnlichen genauen Untersuchung unzählige Vortheile zur Belohnung.

Zuvörderst wird ein Begriff, den wir an so viele in der Seele schon vorhandene Vorstellungen knüpfen, ihr so tief eingeprägt, daß er nicht leicht wieder verloren gehen kann; und gesetzt er ginge wirklich verloren: so hat er doch die Lebhaftigkeit, die Richtigkeit und Verbindung so vieler andern Begriffe befördert, daß sein Verlust eben so wenig zu bedauren ist, als der Gärtner das Verdorren eines Stammes beklagt, von dem er einen kleinen Wald fruchtbarer Pfropfreiser gezogen hat. Vergißt aber der, welcher gewohnt ist, seine Begriffe blos im Gedächtnisse nieder zu legen, irgend etwas: so ists vertilgt, und läßt keine Spur seines Daseyns zurück.

Hier-

Hiernächst bildet jede Vergleichung eines neuen Begrifs mit den schon vorhandenen, nicht blos eine neue Vorstellung, sondern so viele neuen, als alten mit ihr verbunden werden. Hierin liegt der Grund, warum eben dieselbe Erfahrung, die von zweien Menschen gemacht wird, bei dem einen blos einen Begriff mehr, bei dem andern aber eine unabsehbare Kette von neuen Gedanken erzeugt. Je nachdem der eine entweder wenigere Vorstellungen, mit denen er die neue vergleichen kennte, besaß, oder es sich weniger Anstrengung kosten ließ, diese Vergleichung wirklich anzustellen. Der Schiffsjunge, der es bemerkte, daß sich bei einem Gewitter an einer Eisenstange des Schiffmastes Funken zeigten, hätte diese Beobachtung wahrscheinlich ein Jahrhundert hindurch machen können, ohne weiter etwas dabei zu denken, als: es zeigen sich beim Gewitter Funken an der Stange. In seinem Kopfe war noch keine Gedankenreihe vorhanden, an die sich diese Erfahrung anschließen, und das Glied einer weitern Kette abgeben konnte. Er theilte aber seine Bemerkung dem D. Franklin mit, dieser wuste einen solchen Fund

anders

anders zu benutzen. Alle seine sonstigen Erfahrungen von der Electricität standen schnell vor ihm da, und, mit ihnen verknüpft, wurde die einfache Nachricht des Schiffsjungen zur Grundlage einer Theorie von der Verwandschaft des Gewitters mit der electrischen Materie, und damit zur Grundlage wohlthätiger Erfindungen.

Eben dies führt uns auf die Anmerkung, daß dem denkenden Kopfe schlechterdings keine Erkenntnis, ganz unwichtig ist. Denn eine jede paßt in tausend Gedankenreihen, und kann in vielen derselben ein unentbehrliches Glied abgeben. Die Geschichte der Gelehrsamkeit hat uns viele Beispiele davon aufbehalten, daß manche Wahrheit, eine lange Zeit hindurch, als unerheblich, mit dem verächtlichsten Seitenblicke abgefertigt wurde, die nur das Auge eines Forschers bedurfte, um sich in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen. Seit Byrgens Erfindung der Logarithmen hatte man schon oft die Mathematiker bei ihren Untersuchungen über die Progressionen, als bei einem unnützen Spielwerke verlacht; als auf einmal Nepper dieselben zu einer Abkürzung der Rechnungen anwandte, bei der

die Mathematiker so wohl, als die Gewerbe beträchtlich gewannen. Und zu eben der Zeit, als Herr Prof. Clemm in seinem mathematischen Lehrbuche sagte: „weil gemeiniglich bei den Springbrunnen mehr auf ein kurzes Vergnügen gesehen wird: so hat man die mathematische Schärfe dabei nicht so nöthig,“ weswegen er sich auch begnügt, in dem folgenden Paragraphen den Heronsbrunnen blos zu nennen — zu eben dieser Zeit wurde dieser so oft, als ein Spielwerk, bespöttelte Heronsbrunnen in Ungarn vom Herrn Höll angewandt, um das Grubenwasser auf die einfachste und wohlfeilste Art aus den Bergwerken zu schaffen. Ja, wenn wir die Geschichte von vielen Erfindungen und Theorien hätten; so würden wir äußerst viele Gelegenheit zu der Bemerkung finden, daß die meisten derselben einen sehr geringfügigen Ursprung hatten. Das Wort fusseln (Fäserchen lösen sich ab) z. B. gab Herrn Richter Veranlassung zu seinem sehr lesenswerthen Versuch einer zweckmäßigen deutschen Rechtschreibung (Berlin bei C. F. Himburg 1780.) Er wunderte sich, daß man dies Wort, und einige

ihm ähnliche Volksausdrücke, als nusseln, dusselig, Busse (Kinderwiege) gar nicht schreiben könnte, weil das ss in allen andern Wörtern der hochdeutschen Mundart einen scharfen Ton bezeichnete. Er gerieth auf den Einfall, daß sich gerade in diesen wenigen Volksausdrücken die richtige Aussprache des ss erhalten haben möchte, und so stieß er von Vermuthung auf Vermuthung, las, dachte nach und machte Bemerkungen, die jedem Sprachliebhaber willkommen seyn müssen. Ein gemeiner Kopf hätte wahrscheinlich gedacht: fusseln läßt sich nicht schreiben, und damit gut.

Hier ist nun auch der Ort, wo sich die Frage: ob ein glückliches Gedächtnis und ein großer Verstand mit einander verbunden seyn könne? von selbst beantwortet. Gemeinhin sagt man, nein! weil es sich findet, daß die Männer, welche sich durch schnelle und reife Beurtheilung auszeichnen, oft darüber klagen, es sei ihnen ohnmöglich, Namen, Jahrzahlen und dergleichen zu behalten; und man dagegen andere trift, die fast nie etwas vergessen, was sie einmal hörten, und dabei sehr demüthigende Blößen geben,

sobald

sobald es auf eigenes Urtheil ankommt. Gegen die Wahrheit dieser Erfahrung ist nichts einzuwenden; nur die daraus gezogene Folge, daß also Gedächtnis und heller Verstand nicht wohl bei einander bestehen können, ist zu übereilt geschlossen. Theils finden sich auch Männer genug, die diese beiden Seelenkräfte in einem hohen Grade verbinden, wie **Leibnitz** und **Winkelmann** z. B. um unter den Lebenden keinen zu nennen; theils aber läßt sich die Sache auch sehr wohl erklären.

Der denkende Kopf hascht ununterbrochen nach Nahrung für seinen Geist. Jede Erkenntnis, die er sammlet, betrachtet er sogleich von allen Seiten, und sucht das Fach, wohin sie gehört, nebst den Begriffen auf, mit welchen sie in Verbindung steht. An diesem Geschäfte hat er Vergnügen, und weis wie viel er Nutzen davon zu erwarten hat. Alles andere, was er nicht auf diese Art anwenden, und gleichsam auf der Stelle verarbeiten kann, hat wenig oder gar kein Interesse für ihn, er merkt also weder angelegentlich genug darauf, noch behält er es. Daher kann er nun in der Geschichte eine Hand-

lung finden, die ihn das menschliche Herz von einer ganz neuen Seite kennen lehrt. Schnell steht, indem er das lieset, eine Reihe von Folgerungen vor seinem Geiste da; er baut Schluß auf Schluß, und bereichert seine Erkenntnis bei dieser einzelnen Nachricht vielleicht mit tausend Reflexionen. Und gewiß, so lange er lebt, vergißt er diese Begebenheit nicht. Daß aber z. B. Hume sie erzählt, daß dies im vierten Bande seiner Geschichte steht, daß die Königin Elisabeth die handelnde Person war, daß es im Jahre 1600 zu London vorfiel, daran hatte er, während der ganzen Dauer seines Nachdenkens, nicht Zeit, sich ein einziges mal zu erinnern, und diese Umstände alle waren ihm so unerheblich, daß er sich auch nicht durch einen einzigen Gedanken an sie in seinen Reflexionen unterbrechen lassen mochte. Ist es nun zu verwundern, daß er sie nach zweien Tagen nicht mehr weis, und zeigt das einen Mangel des Gedächtnisses an?

Dem stumpfen Kopfe dagegen wird das nicht begegnen. Er lieset Hume's Geschichte von England von einem Ende bis zum andern durch, ohne vielleicht ein einziges mal etwas anders

dabey zu denken, als was ihm Hume vorgedacht hat. Damit beschäftigt er seine ganze Seele, und hat nichts angelegentlicheres als alles zu behalten, was er lieset. Daher prägt er sich jeden Namen, jede Jahrzahl, jeden kleinen Umstand tief ein, denkt nachher oft wieder daran, und rümpft vielleicht die Nase, wenn jener sich nicht, gleich ihm, alles genau erinnern kann.

Man zähle aber, um zu erfahren, wer mehr behalten kann, wo möglich, alle einzelnen Begriffe, die dem stumpfen, und die dem hellen Kopfe immerdar gegenwärtig sind, und der Ausschlag ist gewiß auf der Seite des letztern; oder man nehme an, daß auf einmal durch irgend einen Umstand für diesen alle die Dinge, auf die er zu merken sich sonst nicht die Mühe gab, ein gewisses Intreresse bekommen, und sehe dann zu, ob er sie noch so schnell vergißt. Ich kenne einen Mann, der sich sehr oft beklagte, daß er nichts behielte, womit sich sein Verstand nicht beschäftigen könnte. Er kam nachher in eine Verfassung, in der ein reicher Vorrath litterarischer Kenntnisse von ihm gefordert wurde. Anfänglich war ihm selbst bange, daß er nie in die-

sem Fache etwas über das Mittelmäßige leisten würde; allein in weniger als einem Jahre hatte er sich eine Menge litterarischer Nachrichten eingeprägt, die Bewunderung verdiente. Er durfte nur einmal lesen oder hören, wie ein Gelehrter hieß, wo er sich aufhielt, was er geschrieben hätte, welchen Werth seine Schrift habe — so wuste er es beinahe auf immer. Was aber meine gemachte Bemerkung am meisten bestätigt: den Namen eines Helden, den Ort, wo eine Schlacht, und das Jahr, in dem sie vorgefallen war, wuste er immer noch eben so wenig, als sonst die Gelehrtengeschichte, zu behalten; gewiß aus keinem andern Grunde, als weil ihn dies jezt eben so wenig interessirte. Er war ein vorzüglicher Kopf, und als ein solcher fehlte es ihm nicht an Gedächtniß.

Es ist auch sogar unmöglich, daß ein guter Kopf ohne ein schnell faßendes und lange behaltendes Gedächtnis seyn kann. Denn wodurch beweiset er sich anders, als einen solchen, wenn es nicht dadurch geschieht, daß er viele — und zwar schon in seiner Seele vorhandene, durch das Gedächtnis aufbewahrte — Ideen schnell

neben einander stellt, sie lebhaft und anschauend denkt, mit einander vergleicht, und ihre Aehnlichkeit, Verschiedenheit, Zusammenhang u. s. f. bemerkt? Man lasse ihm die ganze Thätigkeit seines Geistes, samt der feinen Organisation, die die Leichtigkeit seiner Ideenverknüpfung befördern hilft; man nehme ihm aber die schon gesammleten Vorstellungen ganz oder gröstentheils, und er wird, wie ein Blödsinniger, urtheilen und handeln.

Ja es giebt so gar Jedermann bekannte Erscheinungen, die zum Beweise dienen, daß das Gedächtnis nur immer fähiger wird, neue Ideen zu fassen, je mehrere schon in demselben aufbewahrt und durch den Verstand mit einander verbunden sind. Leuten, die sich durch einen hohen Grad der Einfalt auszeichnen, fehlt es immer auch an der Gabe der Rückerinnerung, folglich auch an dem Voraussehungsvermögen, welches mit diesem aufs genauste zusammenhängt. Die Hottentotten verkaufen Morgens ihr Bette, und heulen am Abend, daß sie nicht bedacht haben, wie nothwendig sie es wieder gebrauchen würden.

Die Schlüsse, die ich aus diesem allen für die sittliche Bildung des Menschen ziehe, sind folgende:

Der Mensch bedarf, um zur Aufklärung zu gelangen, durchaus der Erfahrung; wir müssen daher bemüht seyn, so viele Erfahrungen zu sammlen, als möglich ist; diejenigen ausgenommen, bei denen die Gesundheit unsers Leibes oder unsers Geistes Gefahr laufen würde.

Man muß jede so genau anzustellen suchen, als es jedesmal in unsern Kräften steht, und sich vor jeder Uebereilung und Nachläßigkeit dabei hüten.

Man muß allenthalben, wo man ist, mit ganzer Seele seyn, und damit es man könne, durch Uebung seiner Aufmerksamkeit gebieten lernen.

Man muß über alles, was man weis, nachdenken, und dadurch seine Kenntnisse fest in einander ketten.

Man muß sichs bewust bleiben, daß keine Kenntnis ganz unnütz ist; und jedesmal, wenn man etwas behalten will, den möglichst größten Ge=

Gebrauch, der sich davon machen läßt, zugleich mit vorstellen.

Man muß sein Gedächtnis im Behalten selbst uns unwichtig scheinender Dinge, so wie den Verstand in allen Geschäften des Nachdenkens, und die Einbildungskraft im Fassen vieler und zusammengesetzter Bilder, üben.

Zu allen diesen Vorschriften haben die Gelehrten vorlängst Anleitungen geschrieben, und haben diese Bücher Logiken, Vernunftlehren, Wege zur Wahrheit u. s. w. genannt. Allein meistentheils sahen sie bei ihren Arbeiten nur wieder auf den Gelehrten, weswegen sie für jeden, der nicht aus der eigentlichen Gelehrsamkeit sein Hauptgeschäft macht, eben so unverständlich, als unbrauchbar wurden. **Locke** und **Reimarus**, hauptsächlich der erstere, schrieben mehr für jedermann, der nach Aufklärung strebt. Beide hat Herr Consistorialrath **Steinbart** in seiner **Anleitung des menschlichen Verstandes zum regelmäßigen Bestreben nach möglichst vollkommner Erkenntniß**, in Vollständigkeit und allgemeiner Faßlichkeit übertroffen, zumal da er fast jede Vorschrift unmittelbar auf

die Geschäfte des Lebens anwendet. Wenn also einer oder der andere von meinen Lesern durch diese Abhandlung auf einen so wichtigen Gegenstand ist aufmerksam gemacht worden, und einen weiteren Führer zu haben wünscht, dem kann ich dazu dieses Buch empfehlen. Mit dem bloßen Lesen möchte es indessen noch nicht gethan seyn; denn was helfen alle Regeln dem, der sich nicht eine Fertigkeit in der Ausübung derselben verschaft?

Inschrift.

Im Jahr 1776 wurde in Paris das Bildniß des Königs von Preußen in Kupfer gestochen. Einer von den vierzig Akademisten, Mr. Villoison setzte unter dasselbe folgende Verse:

Martem cum cithara, cum ferro cernite Phoebum,
Carminibus recreat, quem fulmine terruit, orbem.
Magnus Alexander plectrum poscebat Achillis;
Maeoniam ILLE lyram et Pelidis possidet arma.

Für die Leser, welche der lateinischen Sprache unkundig sind, habe ich davon nachstehende Uebersetzung versucht:

Mit der Harfe seht den Mars, mit dem Schwerdt den Gott der Lieder,
Erdkreis, dich erschreckt Sein Bliz, Sein Gesang belebt dich wieder.
Mit Achillens Bogen war Alexanders Stolz zufrieden,
ER vereint Homers Gesang mit den Waffen des Peliden.

Bemerkungen über einen jungen harthörigen Menschen.

Ein junger Mensch, aus einem Marktflecken in der Neumark gebürtig, hatte von seinem zehnten Jahre an, eine Abnahme seines Gehörs bemerkt, und ließ sich dadurch nicht abhalten zu studiren. Als er die Akademie bezog, hörte er schon so hart, daß er selten im gesellschaftlichen Gespräche alles, was man mit ihm sprach, verstehen konnte; indessen hörte er doch ziemlich die Vorträge der Professoren, wenn er nahe an dem Katheder saß. Er besuchte die Collegien fleißig, und hörte viele. Da er fast gar keinen Umgang hatte, so wurde er durchgängig für einen geschickten jungen Mann gehalten, weil er keine Stunden versäumte, in denselben mit der Miene des Denkers auf den Lehrer sahe, und seine Hefte ordentlich und sauber schrieb. Auf einmal aber veranlaßte er ein höchst seltsames Schauspiel.

Er war ein Theolog, und muste also einst, nachdem er etwa zwei Jahre auf der Universität gewe-

gewesen war, in dem Auditorio, in der Gegenwart des Professors und einer zahlreichen Versammlung von Studenten, predigen. Die Zuhörer hörten ihn mit einer Aufmerksamkeit, welche mit jedem Augenblicke wuchs; denn es war ohnmöglich, heraus zu bringen, wovon er eigentlich redete. Seine ganze Predigt war eine Reihe von auserlesenen, zum Theil wissenschaftlichen Ausdrücken, unter welchen aber nur höchst selten ein vernünftiger Zusammenhang war.

Natürlicherweise fiel das dem Professor ungemein auf. Er sprach nach der Stunde mit ihm über die Predigt, und fand zu seinem größten Erstaunen, daß er mit allen Wörtern, die er blos in den Collegien, und nicht etwa auch im gemeinen Leben gehört hatte, einen ganz falschen Begrif verknüpfte. Es waren ihm nämlich in den Vorträgen viele Wörter, vornehmlich die im sinkenden Tone gesprochenen, entweder ganz entgangen, oder er hatte an ihrer Statt andere verstanden. Selten hatte er daher mit dem Lehrer einerlei Folge von Begriffen gedacht; sondern hatte sich die durch einen Fehler seines Ohrs ent-

stan-

standenen Lücken so gut, als er es jedes mal konnte, ausgefüllt. Auf diese Art hatte er denn fast allen seinen Begriffen eine weit grössere Allgemeinheit gegeben, als der Sprachgebrauch sie den Wörtern angewiesen hat. So hatte er z. B. gehört, die heilige Schrift sei die einzige Schiedsrichterin in Glaubenssachen. Das Wort Schiedsrichterin war ihm neu gewesen, und war vielleicht in der theologischen Vorlesung nur etliche male vorgekommen. Von Glaubenssachen hatte er auch wol nicht so viel gehört, daß er sich davon einen bestimmten Begriff hätte bilden können. Nun hatte er ein andermal in der Logik gehört, daß es beim Glauben auf Zeugnisse ankäme, und so war ihm endlich Schiedsrichterin und Zeugniß so gleichbedeutend geworden, daß es ihm einerlei war, ob er sagte: ihre Versicherung ist mir in dieser Sache Zeugniß, oder sie ist mir Schiedsrichterin genug.

Außerdem hatte er auch noch sehr oft ähnlichklingende Wörter mit einander verwechselt. Daher war ihm Erfahrung und Erwartung, Empfindung und Erfindung, hoffentlich

und

und öffentlich*) ganz gleichbedeutend. Ich erinnere mich, daß er unter andern einst geschrieben hatte: „wir haben es oft durch unsere Erwartungen bestätigt gefunden, daß unsere Bedürfnisse unsere Erfindungen vermehren.“ Da ich schon wuste, daß Erfahrung und Erwartung bei ihm gleich bedeutend war: so glaubte ich, er wolle mit diesem Satze sagen: die Erfahrung bestätigt es, daß unsere Bedürfnisse uns zu Erfindungen leiten. Aber nein! nach vielem hin- und herfragen brachte ich heraus, daß sein Gedanke war: Die Erfahrung zeigt, daß wir immer mehr Bedürfnisse bekommen, je mehr wir uns an angenehme Empfindungen gewöhnen.

Dies Beispiel beweist zugleich, wie wenig er Begriffe von dem Bau eines Satzes hatte; denn es kam ihm gar nicht darauf an, ein oder ein par Wörter weg zu lassen, wenn er sie nicht gleich finden konnte, sie mochten übrigens zur Ver-

*) Diese beiden letztern Wörter verwechselte er, weil er bei einem Professor gehört hatte, der Uber und Offentlich, statt über und öffentlich zu sagen pflegte.

Verständlichkeit noch so unentbehrlich seyn. Er hielt das gar nicht für Unrecht; denn die Professoren machten es, seiner Meinung nach, eben so, und er muste sich zu den meisten ihrer Perioden noch sehr vieles hinzu denken, ehe er einen völligen Sinn erhielt.

Ich wüßte nicht leicht, daß mir ein Unglücklicher so nahe gegangen wäre, als dieser, der den Schweiß seiner Eltern auf der Universität verzehrt, und sich die besten seiner Lebensjahre hindurch viele Mühe gegeben hatte, um seinen Kopf mit einem Chaos von verstümmelten, halb vermischten, schief gestellten und verschobenen Bildern, oder vielmehr Karrikaturen, und zum Theil nur mit Fragmenten von Karrikaturen anzufüllen. Ich übernahm es daher zu versuchen, ob ich ihn nicht heilen, oder doch wenigstens etwas Ganzes unter seinen sich immer mehr unter einander zertrümmernden Ideen retten könnte. Allein jeder Tag meiner Bekanntschaft mit ihm entdeckte mir neue Schwierigkeiten, die ich gar nicht vermuthet hatte.

Ich fand, daß er nur bis in sein vierzehntes Jahr eigentlich bestimmte Begriffe gesammlet

hatte. Denn so lange war er in seinem väterlichen Hause gewesen. Nachher hatte er schon angefangen, alles durch einander zu mengen, weil ihm täglich eine große Anzahl neuer Begriffe, und neue Wörter vorkam. Sein kleiner vaterländischer Ort hatte ihm keine Mannigfaltigkeit von Gegenständen dargeboten, die Sprache, welche er gehört hatte, war sehr arm gewesen, und da er fast nichts gelesen hatte; so war ihm beinahe die ganze Büchersprache fremd geblieben.

Manches würde er auf der Schule, die er nun bezog, vielleicht gefaßt haben, wenn ihn nicht der Fehler seines Gehörs schüchtern gemacht hätte. Ja er schämte sich sogar, es merken zu lassen, daß er nicht gut hörte; daher stellte er sich immer, als wenn er leise Töne hinlänglich vernähme. Er war ein großer Freund von Musik, und spielte selbst den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit. Nun sahe ich ihn unter andern einst im Concerte des verstorbenen General Düringshofen. Er hatte vermuthlich bei einigen Stellen eines rauschenden Allegros den Tact gefaßt, und bemerkte denselben immer fort mit einer Bewegung des Kopfes. Als aber das Alle-

gro schnell in ein sehr sanftes Adagio fiel: so fuhr er fort, eben die Tactart mit dem Kopfe zu nicken, ohnerachtet er schon seit einer geraumen Zeit nichts mehr gehört haben konnte; denn seine Niederschläge trafen bisweilen mitten in eine durchgehende Note.

Dieses Bemühen, den Guthörenden zu spielen, hatte ihn wahrscheinlich öfters lächerlich gemacht, wenn er eine verkehrte Antwort gegeben hatte, und deswegen hütete er sich sehr vor allem Umgange. Da er aber fleißig für sich studirte, und seine verstümmelt geschriebenen Hefte fast wörtlich auswendig lernte: so bildete er sich nach und nach eine ihm ganz eigentümliche Sprache, und eine eben so seltsame Reihe der Begriffe. Das Mittel, wodurch wir, ohne es zu wissen, die meisten Sätze der Logik in ihrer Anwendung lernen, die Analogie der Wörter und ihrer Verbindungen, ging für ihn verloren, weil alle Sätze, die er nicht recht verstand, und doch richtig zu verstehen glaubte, für ihn gegen alle Analogie geformt waren. Eben diese Bewandnis hatte es mit einer großen Menge einzelner Wörter. Er hatte daher auch wenige

abstrakte Begriffe, die er nicht bis zur größten Allgemeinheit ausgedehnt hätte.

Aus allen seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen konnte ich deutlich schließen, daß er sich von der Gelehrsamkeit vorstelle, sie sei eine Sammlung von vielen Wörtern, die im gemeinen Leben nicht vorkommen, und mache ihr eigentliches Geschäft daraus, auch die alltäglichen Ausdrücke in einer ganz ihr eigenen Bedeutung zu gebrauchen. Daher sprach er über Gegenstände des gemeinen Lebens, die er überdies vielleicht vor der größeren Abnahme seines Gehörs ordentlich gefaßt hatte, größtentheils gut, nur daß dann und wann ein schwankender Ausdruck und eine verkehrte Wortfügung mit unter lief. Sobald es aber irgend etwas wissenschaftliches betraf, so kramte er sogleich seinen Wörterschatz aus, und gebrauchte gern von denen Ausdrükken, die ihm gleichbedeutend waren, solche, die er am seltensten gehört hatte. Aus diesem Grunde sagte er viel lieber hoffentlich, als öffentlich; und hatte überhaupt ein sehr vollständiges Verzeichnis von neugeprägten und pretiösen Wörtern im Kopfe. Bedürfnis, Thatsache,

Aufklärung, Fragment, Thatkraft, Schnellkraft, Beglaubigung, Tendenz, Verknüpfung, empfindsam, zugespitzt, verschlungen waren seine Lieblingsvokabeln, und unter zehnmalen stand nicht eine am rechten Orte. Wer nicht Mitleid mit seinem Zustande gehabt hätte, würde schwerlich drei Perioden — wenn seine Wortreihen so genannt werden konnten — ohne Lachen von ihm haben anhören können.

Als der Professor und ich zum erstenmale mit ihm über den Zustand seiner Erkenntnis sprachen: so glaubte er, troz unserm Ernste, daß wir uns über ihn lustig machen wollten; und es war ihm ein unbegreifliches Räthsel, daß er nicht eben so richtig denken und sprechen sollte, als wir beide. Es war wol natürlich, daß er lange geneigt war, anzunehmen, daß ich, und nicht er, Unrecht hätte, wenn unsre Begriffe von einander abwichen. Endlich war ich genöthigt, ihn durch das Zeugniß von mehreren seiner Bekannten zu überführen, daß er seine Wörter in ungewöhnlichen Bedeutungen nähme; und nun fing ich an, meine Heilungsmethode zu versuchen.

Ich

Ich ließ ihn einen Abschnitt in einem Buche lesen, und las ihm, um ihn zugleich an den Laut zu gewöhnen, selbst etwas vor. Bei jedem Perioden fragte ich ihn, was der Schriftsteller gesagt hätte. Selten traf er es genau. Hatte er einen Satz falsch erklärt: so suchte ich durch Umschreibungen, durch ähnliche Wörter, durch Zergliederung des Gedanken, erst die Idee des Verfassers in ihm zu erwecken; und erklärte ihm dann durch viele Beispiele des Sprachgebrauchs die einzelnen Wörter, die er unrichtig verstanden hatte. Ueber jeden Perioden ging viele Zeit hin, ehe ich mich überzeugte, daß er, wenigstens ohngefehr das dabei dachte, was ich ihm vorerklärt hatte. Und dann wars doch oft, wenn er seinen Sinn niederschrieb, gerade das Gegentheil davon.

Von einer achttägigen Fortsetzung dieser Uebung hatte ich endlich den Vortheil, daß ich ihn von der taurigen Beschaffenheit seiner Erkenntnis überzeugte. Aber nun dauerte er mich auch unbeschreiblich; denn er fühlte sein Unglück in einem hohen Grade, und gestand mir mit weinenden Augen seine Verzweiflung. Ich tröstete

 ihn,

ihn, und versprach ihm zu allem zu helfen, wodurch er den Schaden wieder einigermaßen ersetzen könnte.

Noch hatte ich gehoft, daß ich durch die lateinische und französische Sprache, welche er beide gelernt hatte, etwas würde ausrichten können; wenn ich ihm nämlich das deutsche Wort sagte, welches mit einem lateinischen oder französischen gleich bedeutend wäre. Allein sein Vorrath von Vokabeln in diesen Sprachen war nur gering; selten kamen sie mir also bei einem Begriffe zu statten, und da er sich in keiner von beiden Sprachen ordentlich zusammenhängend ausdrücken konnte: so war es noch viel weniger zu erwarten, daß ich mich ihrer würde bedienen können, um ihm von den verschiedenen Arten der Wortfügungen und deren Bedingungen klare Begriffe zu geben.

Ich entschloß mich demnach, das Basedowsche Elementarbuch mit ihm durch zu gehen, und nebenbei die Geometrie mit ihm zu treiben, damit er durch jenes eine Menge klarer Vorstellungen von Dingen sammlen, und sich durch diese an bestimmte Begriffe und an strenge Schlüsse gewöhnen

nen möchte. Nach und nach hoffte ich, seine übelverstandene Scham so weit zu überwinden, daß er sich entschlösse ein Gehörrohr zu gebrauchen, damit er nicht aufs neue durch unrecht verstandene Ausdrücke zu falschen Begriffen verleitet würde. Kaum hatte ich aber mit der Ausführung dieses Entwurfs den Anfang gemacht, so verließ er die Universität, ohne daß ich seine damaligen Gründe dazu, und noch weniger seine nachherigen Schicksale erfahren habe.

Es thut mir sehr leid, daß ich damals nicht ausführlichere und genauere Beobachtungen über seine Art zu denken anstellen konnte. Selbst von seinen schriftlichen Aufsätzen ist mir nichts übrig geblieben, da ich sie ihm gewöhnlich, mit Anmerkungen begleitet, zurück gab, und sie überhaupt nicht genug schätzte, so lange ich täglich neue bekommen konnte. Lieb sollte es mir indessen seyn, wenn ich durch diese wenigen Beobachtungen wenigstens Aufmerksamkeit auf ähnliche Erscheinungen erregte. Es mag sich, glaube ich, öfters treffen, daß durch einen oder den andern Fehler eines Sinnes in den Jahren der Jugend, wo nicht eine solche gänz-

liche, doch eine immer noch merkliche Verwirrung der Begriffe erzeugt. Viele solche Erscheinungen neben einander gestellt, müsten aber durchaus den Psychologen nach und nach mit mancher Bedingung unsers Nachdenkens, und mit der Art, wie sich unter dem Gebrauche unserer Sinne ein Begriff nach dem andern in der Seele bildet, bekannter machen.

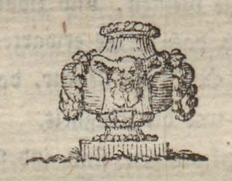
Ueberhaupt wäre es sehr zu wünschen, daß wir gegen psychologische Erscheinungen weniger gleichgültig wären. Wir klagen immer, und haben so viele Ursach zu klagen, daß unsere Seelenlehre noch mit Dunkelheiten und Räthseln angefüllt, und voller Lücken ist. Und doch vernachläßigen wir das, nach meiner Meinung, einzige Mittel, diesem Uebel abzuhelfen. Dies Mittel ist sorgfältige Sammlung aller Erscheinungen, die wir in der menschlichen Seele bemerken. Da wir unsern Geist, ohnmöglich anders, als aus seinen Wirkungen können kennen lernen: so müssen wir ja durchaus auf diese Kenntniß so lange Verzicht thun, als wir nicht alle, oder doch die meisten Wirkungen desselben

beob=

beobachtet haben. Und bei dieser Beobachtung muß uns jede Vollkommenheit und jede Unvollkommenheit wichtig seyn. Zumal da wir bei diesem Studium einen Vortheil entbehren, den der Naturkundige bei seinen Untersuchungen hat, nämlich den, durch Versuche die Erscheinungen zu ergänzen, die die sich selbst gelassene Natur nicht zeigt. Eine Art von Versuchen können wir zwar auch mit der menschlichen Seele machen; aber die meisten, und zwar gerade die, von denen sich das meiste erwarten ließe, verbietet uns das Recht der Natur, das Gefühl der Menschenliebe und die Klugheit.

Die Sternkundigen sind indessen mit dem Seelenlehrer, was dies betrift, in einerlei Falle, sie können den Himmelskörpern auch nicht gebieten, können gar nicht auf ihren Lauf und auf ihren Zustand wirken, können sie nicht einmal immer beobachten; und doch haben sie unglaubliche Schritte in der Kenntniß derselben gethan. Aber blos dadurch, daß sie keine Erscheinung verloren gehen ließen, daß sie Jahrtausende hindurch Erfahrungen sammleten, und sich hüteten, irgend eine alte Hypothese eher auf zu geben,

als bis sie die ihnen bekannte Geschichte des Himmels aus der neuen erklären konnten. So müssen es auch die Philosophen mit der Seele machen, oder unsere Enkel plagen sich noch mit eben den Räthseln, die in allen unsern praktischen Wissenschaften durch ihre Unauflöslichkeit den Mangel unserer Theorien verrathen.



An einen Religionsspötter.

Du bist, als Meister in verruchten Künsten,
Auch aus der Bibel Stoff zum Spott zu ziehn bemüht,
Der Spinne gleich, die meistens zwar aus Kerkerdünsten
Ihr Gift, doch oft es auch aus Blumen zieht.

Der vertheidigte Plagiarius.

Geplündert, sagt ihr, hat Sophen,
Den so viel Leser lieben?
Geplündert? nimmermehr! Wer hätte denn,
Vor ihm solch ein Gewäsch geschrieben?

An **

Du großer Mann, mit einem Orden
Für andrer Schweiß belohnt,
Bist, wie der liebe Mond,
Durch fremden Glanz ein Licht geworden!

Hubert.

Ueber die Freuden des Gatten und Vaters.

Werlhoffs Frau an seinen Bruder.

Meines Mannes Antwort auf Ihren Brief *) thut mir nicht ganz Genüge. Mein Kopf hat freilich nichts dagegen einzuwenden, aber meinem Herzen behagt er weniger; denn die Gründe, die er ihnen entgegensetzt, mögen noch so einleuchtend seyn, mein Gefühl beschäftigen sie bei weitem nicht genug. Wenn ich beide Briefe, Ihren und den seinigen, neben einander halte, so wird mirs so sichtbar, daß Sie mit einer Wärme schreiben, die durchaus überreden will; mein Mann dagegen geht mir so kaltblütig zu Werke, als wäre ihm wenig daran gelegen, wer am Ende Recht behielte. Ich hatte Lust, ihn dafür auszuschelten; aber er antwortete mir in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone, daß jederzeit im Disputiren der am lebhaftesten spräche, der selbst schon einiges Mißtrauen in die Stärke seiner Gründe

*) 2 Thl. S. 143.

Gründe setzte. Und fast scheint es mir selbst, als hätten Sie vorher schon entschieden, daß Sie ehelos bleiben wollten, und wären dann erst auf die Jagd nach Vertheidigungsgründen Ihres Entschlusses gegangen.

Dem sei nun, wie ihm wolle, Sie wissen schon, wir Frauenzimmer können nicht leicht etwas anf dem Herzen behalten. Und so wenig das Philosophiren auch sonst unsere Sache ist, so sind Heirathsangelegenheiten doch gerade der Punkt, über den die Philosophen von uns lernen können; sollte es auch blos deswegen seyn, weil wir darüber schon an zu denken fangen, wenn wir das Schnürkleid ablegen, und nachher unsere Einsichten bei jeder Caffeevisite bereichern.

Ich kann nicht leugnen, daß mir in Ihrem Briefe die Schilderung der Männer, die es mit der ganzen Welt aufgenommen hätten, so lange sie unverheirathet waren, recht sehr gefallen hat; denn man hat längst die Anmerkung gemacht, daß wir Frauenzimmer uns unserer Schwäche genug bewust sind, um den Muth als die erste Tugend der Männer zu bewundern. Ich fing daher schon an, mir es recht nahe gehen zu lassen,

sen, daß unser Geschlecht dem Ihrigen Furchtsamkeit und unthätige Gelassenheit mittheilen sollte. Allein, wenn Sie in der That auf Entschlossenheit und Muth so viel halten: so widerlegen Sie sich, dünkt mich, selbst, da Sie bekennen, daß die mit der Ehe verbundenen Unbequemlichkeiten Sie abhalten, Sich zu verheirathen.

Meiner Meinung nach kommt es hierbei hauptsächlich auf die Frage an: ist es für den, der heirathen kann, Pflicht in die Ehe zu treten, oder nicht? So bald Sie Sich nicht getrauen, „nein" zu antworten, so fallen alle übrigen Bedenklichkeiten und Besorgnisse von selbst hinweg. Was würden Sie dem Officier antworten, der Ihnen sagte: „Ich will nicht zu „Felde ziehn; denn es ist mit einem Feldzuge gar „zu viele Mühseligkeit verbunden. Man muß „da oft Mangel an allen Nothwendigkeiten lei„den, unter freiem Himmel Nachtwachen halten, „und dann des Morgens seinen vom Wachen „und den Arbeiten des vorigen Tags entkräfteten „Körper der Schärfe des Schwerdts entgegen „tragen. Nicht Tapferkeit, nicht Klugheit

„schützt

„schützt vor dem Tode; die Kugel trift oft den „bravsten und läßt die Memme neben ihm un„beschädigt. Und wenns denn noch immer ge„wisser Tod wäre, den man zu erwarten hätte; „aber so ist der Verlust seiner gesunden Glieder, „seiner paar Augen, Aerme und Beine, der „schrecklicher ist als der Tod, noch wahrschein„licher als er.“ Würden Sie Sich die Mühe geben, ihm zu antworten; oder wenns Sie es thäten, würden Sie nöthig finden, weiter etwas zu sagen, als: mein Herr, Ihre Pflicht fordert Sie dazu auf, und von ihr können Sie Sich durch tausend Scheingründe nicht los sagen? Als mein ältester Bruder zu Felde ging, sagte mein Vater, zu uns, die wir weinten: „Aber, Kinder, soll er denn hier bleiben? soll er „denn ein entehrter Taugenichts werden, damit „er auf zwei gesunden Beinen mit euch spatzieren „gehen könne?“ — Darauf wandte er sich zu ihm, und umarmte ihn mit den Worten: „Sei „brav, und vertraue der Vorsicht. Du folgst „deinem Berufe, es ist deine Bestimmung, „zu ertragen, was dir auf dem Wege dei„ner Pflicht aufgelegt wird. Ertrage es

„als

„als ein Mann, und das übrige überlaß „Gott!“

Ob ich gleich ein Mädchen, und damals noch sehr jung, so leuchtete mir das doch hinlänglich ein, und mich dünkt, daß mein Vater Ihnen nichts anders sagen würde, wenn Sie ihm Ihre Einwendungen gegen die Ehe vortrügen. Die Ehe ist unser Beruf, wir sind offenbar von Gott dazu bestimmt. Wenn es nie im Schöpfungsbuche stünde: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; und wenn nie mit einem Worte in der heiligen Schrift des Ehestandes Erwähnung geschähe: so wäre ja doch diese Absicht Gottes nicht zu verkennen. Eben so gewiß, als der Urheber der Natur wollte, daß Menschen die neugeschaffne Erde bewohnten, und so klar er diese Absicht durch die Schöpfung des ersten Paars bewies: so gewiß wollte er auch, daß dies edle Geschlecht seiner Geschöpfe fortdauren sollte. Er legte deswegen den Seegen der Fruchtbarkeit in sie, einen Seegen, der Jahrtausende hindurch selbst von den entehrendsten Lastern nicht hat ausgetilgt werden können. Wenn es irgend ein Naturgesetz giebt, das nicht ver-

verkannt werden kann, so ist es das: seid fruchtbar und mehret euch. Es kann sich auch niemand entschuldigen, daß ihm eine Gefährtin des Lebens fehle. Es ist, bei dem gleichen Verhältnisse beider Geschlechter, für jeden Mann eine Frau da, und gewiß kann auch ein jeder unter den vielen eine finden, die gleichsam ganz besonders für ihn geschaffen ist.

Freilich will ich nicht leugnen, daß nach und nach mit unserer bürgerlichen Verfassung auch über die eheliche Verbindung durch Luxus und Sittenverderbnis manche Unbequemlichkeit und Beschwerde verbreitet worden ist; aber das kann kein Grund für uns werden, uns Naturgesetzen zu entziehen. Diese sind die ersten, die wir erfüllen müssen, weil sie älter und heiliger sind, als Sitten und Gebräuche; und denn wäre es auch die größeste Unbilligkeit, der bürgerlichen Verfassung nur einmal Vorwürfe deswegen zu machen. Haben wir nicht so unzählige Vortheile von ihr, setzt sie uns nicht in den Stand, so viele Güter ungestöhrt zu genießen, sichert sie uns nicht bei so vielen natürlichen Rechten; und sollten wir nicht eben deswegen auch, ohne zu murren,

ren, da die Lasten tragen, wo nach der Natur einer so zusammengesetzten Gesellschaft Lasten unvermeidlich waren.

Mich dünkt, ich bin hier in einen sehr philosophischen Ton verfallen, und ich weis nicht, ob ich mich allenthalben richtig und bündig genug ausgedrückt habe; das aber weis ich, daß mir die Pflicht, sich zu verehelichen, für jeden, der es irgend kann, sehr leicht zu beweisen scheint. Ich glaube sogar, daß es selbst eine der ersten Pflichten ist, die wir dem Staate, in welchem wir leben, schuldig sind. Denn ich kann mir nichts denken, woran dem Staate mehr gelegen seyn könnte, als an der Ehe, die die Quelle der Bevölkerung, das festeste Band der Einwohner unter einander, und die Kette ist, wodurch jeder Einzelne an das ganze Vaterland gefesselt wird. Wenn daher auch der Staat kein ausdrückliches Gesetz giebt, welches bei einer festgesetzten Strafe einem jeden die Ehe anbefiehlt: so beweiset das doch nicht seine Gleichgültigkeit in diesem Stücke; sondern ist blos eine Folge von der Unmöglichkeit über ein solches Gesetz genau zu halten, und von der Voraussetzung, daß die Einwohner zur Er-

füllung eines so klaren Naturgesetzes, an welches sie durch Triebe, deren Stärke ihres gleichen nicht hat, erinnert werden, keiner Zwangsmittel bedürfen.

Und nun, mein Werthester, wo ist der Mann, der sagen kann: „ich habe Muth, ich habe männliche Entschlossenheit," und der nur einen Augenblick es wagen kann, dem Gefühle seiner Pflicht eine Rechnung von Beschwerden, die mit dem ehelichen Leben verbunden sind, entgegen zu setzen. Paßt nicht auf ihn meine Vergleichung mit dem Officier, der nicht in die Feldschlacht gehn will, weil er vielleicht nicht gesund zurück kommen möchte? Ja es scheint mir sogar, als wenn dieser noch mehr Entschuldigung verdien=te, als jener. Denn sein Blut und Leben für das Vaterland zu wagen, ist blos eine Pflicht, die das Vaterland ihm auflegt, und ein mächti=ger Trieb empört sich dagegen in jedem mensch=lichen Herzen. Die Ehe dagegen fordert nicht blos das Vaterland, sondern die Natur selbst von uns, und ein mächtiger Trieb, in jedes Menschenherz gepflanzt, stimmt mit in diese For=derung ein.

Sie sehen wol ein, daß ich nach meiner Sittenlehre schlechterdings Niemanden, der heirathen kann, von der Ehe los zählen würde, selbst wenn mit derselben ganz unausbleibliche Mühseligkeiten verknüpft wären; so wenig als ich, einem Soldaten erlaubte, beim Zeichen zum Angriff der Feinde, hinter die Fronte zu gehen. Aber zum Glück ist es ja auch nicht so gefährlich mit der Heirath, und theils sind weder alle die Mühseligkeiten, die Sie Sich dabei denken, damit verknüpft, noch ist ihre Last so unvermeidlich und so drückend, als Sie sie schildern; theils werden sie uns auch durch weit größere Freuden versüßt.

Sind mir auf diesem Wege, den ich aus Ueberzeugung meiner Pflicht betreten habe, Leiden beschieden; so sei es! Ich weis, daß eine Vorsicht voll Weisheit und Güte mich dazu berief, und daß sie über mich wacht. Sie kann die Wolken, die mir jetzt die Sonne verbergen, so schnell wieder zerstreuen, als sie sich zusammenzogen. Wozu soll ich mir meine Tage mit blossen Besorgnissen verbittern?

Nein,

Nein, ich will jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel giebt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun!

Bei dem allen ist es immer ganz heilsam, sich das eheliche Leben nicht blos von der reitzenden Seite zu denken. Man ist sonst in seinen Erwartungen, in seinen Wünschen, und Forderung zu überspannt, und will gleich verzagen, wenn man das rosenfarbne Gewand, worin man sich alles gedacht hat, hie und da nicht erblickt. Ich pflege daher auch wol meinen jungen Freundinnen, zumal wenn ich finde, daß sie viele Romane gelesen haben, ein Wort davon zu sagen, was Creutz in der Ehe heißt; allein ich finde es auch thöricht, und ungerecht, ihnen die wahren und reinen Freuden dieses Standes zu verschweigen. Wenn ich etwas zu befehlen hätte, so müste mir kein Mensch öffentlich etwas sagen oder drucken lassen, wodurch irgend jemand von seinem Entschlusse, sich zu verheirathen, auch nur im Scherz abgeschreckt werden könnte. Ich sprach einmal über diesen Punkt den seligen Gellert, und schalt ihn, daß er in etlichen Fabeln,

das auch gethan hätte. Wozu hilft es, sagte ich ihm, daß uns ein Schritt gefährlich geschildert wird, den wir doch thun müssen, wenn wir nicht einen so wesentlichen Theil unserer Bestimmung unerfüllt lassen wollen: „Madame, sagte er, ich habe nur die bösen Frauen gemeint, und ich wollte, ich hätte so über sie spotten können, daß sie sich alle aus Verdruß gebessert hätten.“ Wir sprachen darauf viel über die Heirathen, und ein großer Theil der Gelehrsamkeit, die ich hier ausgekrahmt habe, ist ein Fragment von diesem Gespräche, in welchen sich der gute fromme Mann der Hauptsache nach, nur freilich mit mehr gefälliger Beredsamkeit, völlig so erklärte, wie ich eben geschrieben habe.

Fortgesetzt am folgenden Tage.

Ich will heute, ohne weitere Einleitung wieder da fortfahren, wo ich gestern abbrechen muste. Mich dünkt, daß ich Ihnen, nachdem ich alles noch einmal überdacht habe, die Ehe zu einer Sache des Gewissens zu machen, wie sie es denn ganz unleugbar ist, genug gethan habe.

Wiegen Sie nun alles, was Sie dagegen gesagt haben, und allenfalls noch sagen könnten, unpartheiisch ab, und entscheiden Sie dann, wohin der Ausschlag ist. Legen Sie in die eine Wagschale alle Bedenklichkeiten, ziehen Sie ab, was sie durch eine kluge und möglichst vorsichtige Wahl, durch ein weises Bestreben, Sich und Ihre Frau glücklich zu machen, und vornehmlich durch etwas kälteres Blut, wozu uns mehrere Jahre auch ohne unser Zuthun helfen, vermeiden können; und legen Sie dann in die andere Schale außer dem, was ich bereits gesagt habe, die Annehlichkeiten und Freuden des Lebens, die sie, ohne die Ehe, schlechterdings entbehren müssen; und dann richten Sie ohne Vorurtheil!

Ueberdenken Sie zu dem Ende noch einmal, was Ihnen mein Mann gesagt und geschrieben hat, und setzen Sie noch etwa folgende Hauptsachen hinzu. Der Mann wird viel thätiger in der Welt, wenn er nicht blos für sich allein, sondern auch für seine Gattin, und seine Kinder arbeitet. Wenn er einen Baum pflanzt, unter dessen Schatten er selbst wol nicht mehr sitzen zu

können, hoffen darf; so ist ihm mehr, als die Kühle des Schattens, der Gedanke erfreulich, daß einst sein Sohn an einem schwülen Tage sich unter diese Zweige setzen, und die wohlthätige Hand segnen wird, die den Stamm in die Erde grub. Er sieht den Sohn, der jetzt, als Kind neben ihm spielt, schon im Geiste als den thätigen kraftvollen Mann, der wieder, wie er selbst, im Kreise der Seinigen, Wonne fühlt, und dem Gedächtnis seines Vaters eine dankbare Thräne opfert. Ein süßes, labendes Bild! Es steht mit allem Zauberreitze der Einbildungskraft vor ihm, und wie schnell ist der Stamm in die Erde gegraben, während daß sich das liebe Bild der Zukunft mit hundert Zügen verschönert. Lassen Sie aber den Mann allein seyn — o! der Baum bleibt wol ungepflanzt! Wer weis, denkt er, wer sich einst unter ihn setzt, und wer weis, ob ein Gedanke des Danks in der Seele des Unbekannten aufsteigt!

Sagen Sie nicht, daß Sie für irgend einen Fremden eben das thun können, was wir für unsere Kinder thun! Sie können es freilich, aber sie haben dabei lange nicht das belohnende Gefühl!

Gefühl! Ohne die natürliche Empfindung der Zärtlichkeit zu rechnen, ists unausbleiblich, daß unser Herz für unsere Kinder ganz anders gesinnt ist, als für jeglichen andern! Sie sind gleichsam ganz unsere Geschöpfe! Sie gehören folglich mehr uns an, als die ganze übrige Natur um uns her. Uns ist, immer als wären sie Theile von uns selbst. So lange sie in unserm Hause sind, sind sie alles durch uns, und ihr ganzes Leben hindurch behalten sie das Gepräge unserer Bildung so sichtlich an sich, daß ein jeder Blick auf sie uns deutliche Spuren davon entdeckt. Wir glauben uns allenthalben in ihnen wieder zu finden; wir leben und weben in ihnen. Wem wir sonst auch wohlthun mögen, er bleibt uns immer fremd. Der Gedanke, sein Glück befördert zu haben, kann unserm Herzen noch so genugthuend seyn; wir haben doch nur einen so geringen Theil an seinem ganzen Wohlseyn, daß wir uns das selbst nicht genau angeben können. Unsere Kinder dagegen gehören gleichsam zu unserm Selbst. Sie bezahlen die Interesse für unsere Sorge und Mühe mit jeder tändelnden Liebkosung, mit jeder Aeußerung ihrer Zärtlich-

keit, mit jeder ihrer unschuldigen Freuden. Von dem erstenmale, da sie stammlend den Vater- und Mutternamen aussprechen, bis in ihr männliches Alter, trift jedes ihrer Worte unser Herz, von jeder unerheblichen Scene, in der wir sie sehen, drückt sich ein Bild in unsere Einbildungskraft, und die ganze Reihe dieser Bilder erwacht mit jeglichem lebhaften Gedanken an sie.

Zum Beweise dafür dient die Schwachheit der meisten Eltern für ihre Kinder! Würden sie wol je einen andern mit den Einfällen der Kleinen, mit ihren Spielen, mit ihren unvollkommnen Plappereien, mit den kleinen Unglücksfällen, die ihnen zugestoßen sind, unterhalten; würden sie ihnen so viele hundert Fehltritte verzeihen, für sie so ängstlich sich kümmern, so alle ihre Thorheiten entschuldigen, so blind gegen alle ihre Fehler seyn, wenn meine Bemerkung nicht bis auf die kleinste Silbe gegründet wäre? Wenn ich daher irgend eine Schwachheit für höchst verzeihlich halte; so ist es gewiß diese. Ich weis es aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, sich davor zu hüten, und so oft ich sie gewahr werde, so dünkt mich, ich höre eine Lobrede auf die Freuden des Vaters.

So stark indessen diese Neigung für seine kleinen Lieblinge ist, und so sehr es beim ersten Anblick scheinen möchte, daß sie gleichsam das ganze Herz einnimmt, und den Eltern kein Gefühl für andere übrig läßt, so gewiß ist es doch, daß gerade von ihr der Fortschritt zu allgemeiner Menschenliebe am leichtesten und gewöhnlichsten geschieht. Man fühlt das Vergnügen, anderen Beistand zu leisten, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, ihnen Freuden zu machen, so stark, daß es zum Hange wird, und unter dem beständigen Mittheilen seiner Güter entsteht eine solche Fertigkeit im Geben, daß man seine Wohlthaten andern aufdringen würde, wenn sie niemand begehrte. Irgend ein Schriftsteller sagt einmal, mancher liebt die Hottentotten, damit er nicht nöthig habe, seinen Nachbar zu lieben, und eben so wahr ist es, daß wer seine Kinder liebt, gewiß auch seinen Nachbar und gewiß auch die Hottentotten lieben wird. Fragen Sie einmal alle Nothleidenden in der Stadt nach der Reihe, wer ihre Wohlthäter sind, und ich bin sicher, die größeste Anzahl derselben werden Väter seyn, die selbst eine starke Familie haben, und die sich

daher am ersten vor der Welt und vor ihrem eigenen Gewissen entschuldigen könnten, wenn sie blos für diejenigen sorgten, die auf ihre Fürsorge ein unmittelbares Recht haben.

Wenn es wahr ist, daß jede menschliche und edle Gesinnung die Zufriedenheit dessen vermehrt, der sie hegt: so habe ich Ihnen hiermit bereits eine reiche Quelle dauerhafter und wahrer Freuden gezeigt, die sich — ich möchte sagen — nebenher dem Gatten und Vater öfnet; aber ich will Ihnen noch andere schildern, die unmittelbar an die Ehe gekettet sind, und sich außer ihr nicht finden lassen!

Oft wenn ich so in einer ernsthaften Stunde einsam sitze, und über dies Erdenleben denke: so fällt mirs aufs Herz, daß die Thätigkeit meines Geschlechts auf einen so geringen Kreis eingeschränkt ist, daß wir für die Welt fast gar nichts thun, während der Zeit, daß die Männer auf das Schicksal von Tausenden wirken. Und da kann ich es Ihnen nicht beschreiben, wie der Gedanke mich tröstet, daß ich die Pflanzen um mich sehe, die zu fruchtbaren Bäumen aufwachsen, und denen Gott durch mich das Leben gab. Bist

du

du nicht, sage ich mir denn selbst, die Mutter von diesen, von denen dereinst vielleicht ganze zahlreiche Geschlechter abstammen? Ich denke mir denn die Schaar meiner Nachkommen im Voraus, und die Freude, die ich habe, wenn ich alle die Plane erwäge, die die Vorsicht vielleicht durch sie dereinst ausführt, — diese Freude gäbe ich nicht für jeglichen Preis hin! — Es ist dasselbe mit dem Manne! Mag doch sein Wirkungskreis noch so weit seyn, mag er noch so viel Gutes thun, und sich um den halben Erdkreis verdient machen! Die Stunde des Todes schlägt, und was er gethan hat, ist geschehen! Nur wenn er Kinder hinterläßt, ist er für die Erde so gut als unsterblich, er lebt in ihnen fort, und ihre Nachkommen, samt allen ihren Verdiensten um das Wohl ihrer Zeitgenossen, sind Geschenke, die durch ihn der Erde wurden! Ich habe für die Wonne dieses Gedankens keinen Namen!

Selbst wenn Ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet wäre, würden Sie doch mehr das Glück des Lebens empfinden, als wenn sie allein wären! Mein Mann hat Ihnen hierüber zur

Genüge

gesagt, und o! wie wahr ist seine Schilderung! Wer liebt sie je in der Welt so uneingeschränkt, als Ihre Frau? Wem können Sie alle Ihre Geheimnisse so ohne Zurückhaltung anvertraun, als ihr, die mit Ihnen steigt, und mit Ihnen sinkt? Wer sitzt, wenn Krankheit Ihre Kräfte vertrocknet, neben Ihrem Bette, und lauscht auf Ihren Athem? Wer gießt Ihnen Balsam des Trostes in Ihr verwundetes Herz, und wer theilt willig Ihre Leiden mit Ihnen, außer der, die vor den Augen Gottes gelobt hat, in Lieb und Leid, in Glück und Unglück mit Ihnen durch dies Leben zu wallen? Erinnern Sie Sich wol Ihres Freundes, der auf einmal durch so viele Stuffen hinab ins Verderben stürzte? Wo blieben denn alle seine Freunde? Der Tag seines Unfalls war der Sterbetag ihrer Neigung für ihn. Sie thaten bei Nennung seines Namens, als hörten sie ihn heute zum erstenmale; und viele, die ihn sonst wie sein Schatten begleiteten, scheuten sich nun, ihm auf der Straße zu begegnen, damit seine Verfolger nicht vielleicht auf den Argwohn geriethen, als liebten und schätzten sie ihn noch. Sein treues Weib war das einzige

Geschöpf

Geschöpf auf dem weiten Erdenrunde, das da blieb, was es gewesen war, — die Gefährtin seines Schicksals, die Stütze seines brechenden Herzens! Und hätten Sie ihn fragen können, gewiß er würde Ihnen geantwortet haben; die geprüfte Treue meines Weibes hält mich hinlänglich schadlos für den Verlust aller der geheuchelten Freundschaft, und der vergifteten Freuden, die mich ehedem umschwebten!

Ich sehe es voraus, daß Sie einwenden werden, eine solche glückliche Ehe sei selten; allein die Hälfte dieses Einwurfs ist, mit ihrer Erlaubniß, falsch, und auf die andere Hälfte getraue ich mir viel gründliches erwarten zu können! Ich behaupte nemlich gerade zu, daß glückliche Ehen bei weitem nicht so selten sind, als man glaubt; es wird nur von ihnen nicht so viel gesprochen, als von den unglücklichen. Die häusliche Glückseligkeit kann überhaupt von niemanden geschätzt werden, als von denen, die sie genießen. Ihre Freuden schränken sich auf den engen Zirkel des Hauses ein, und sind wie ein köstliches Oel, welches verfliegt, wenn es der freien Luft ausgesetzt wird. Was weis der

Anecdotenkrämer davon zu erzählen? Reichhaltiger an Stoff, die Gesellschaft zu belustigen, sind für ihn die unglücklichen Häuser, wo es immer Geräusch giebt, wo Mann und Frau in Uneinigkeit leben, sich einer über den andern gegen Vertrauten beklagt, die nichts angelegentlicheres kennen, als das ihnen ins Ohr gesagte Geheimniß, vergrößert und aufgestutzt, mit lautem Geschrei unter die Leute zu bringen. Solch ein Paar wird bald die Fabel der Stadt. Ihr Haus wird ihnen, weil der Unfriede, der so viel Platz gebraucht, mit ihnen drin wohnt, zu enge; sie suchen Zerstreuung, und tragen den Ruf von ihrem Unglück wie ihre Unzufriedenheit mit sich umher. Dies dünkt mich, ist der wahre Grund, warum von unglücklichen Ehen so viel, und von glücklichen so wenig gesprochen wird, und warum man fast überall glaubt, daß die letztern Seltenheiten sind.

Gesetzt indessen, es gäbe auch noch mehrere unglückliche Ehen, dürfte uns denn das wundern, und dürften wir denn gleich sagen: „man kann in der Ehe nicht glücklich seyn,“ ohne vorher den Grund weiter zu suchen? Mein Mann

hat Ihnen bereits das Räthsel damit gelöset, daß so wenige Männer heirathen, um glücklich zu seyn. Um reich zu werden, um mit großen Familien in Verbindung zu kommen, um diesem oder jenem Gönner gefällig zu seyn, und in andern ähnlichen Absichten geschehen die meisten Heirathen. Haben denn nun aber diese Leute ein Recht sich zu beschweren, wenn ihnen der Ehestand eine Last wird? Sie haben ja die Absicht erreicht, warum sie in denselben traten, und thun Unrecht, wenn sie nachher mehr fordern, als sie vorher selbst wünschten, und hoffen konnten. Kann der Ehestand dafür, daß sie endlich durchaus inne werden müssen, Reichtum, Ehre, Verbindung mit Großen, und der gnädige Blick eines Gönners mache nicht das Glück des Lebens aus? Thäte ich nicht unrecht, wenn ich mich beklagen wollte, daß ein Kleid, zu dem ich seidenen Zeug wählte, um Staat damit zu machen, im üblen Wetter so schnell verdorben ist, und nicht warm hält? Das konnte ich ja bei dem mindesten Nachdenken vorhersehn, und sahe ich es vorher, und wählte doch so ein Kleid, kann ich es verantworten, wenn ich murre?

Aber das ist nun schon einmal die gewöhnliche Geschichte aller derer, die aus Nebenabsichten heirathen. An die erste wichtigste Frage: wirst du mit der Frau glücklich seyn können; wird sie Biegsamkeit des Geistes genug haben, um sich nach und nach an deinen Charakter anzuschmiegen; wird sie feines Gefühl genug besitzen, um die Aeußerungen deiner Zärtlichkeit für sie zu empfinden and zu erwiedern; wird sie eine wirthliche Frau, eine gute Mutter, eine verständige Gebieterin des Gesindes, eine für den Umgang mit andern gebildete Person seyn, und was dem ähnliches alles in der Frage: wirst du glücklich seyn können? enthalten ist — davon fällt ihnen auch nicht der entfernteste Gedanke ein; oder wenn er ihnen einmal durch den Kopf fährt, so beruhigen sie sich damit, daß sich das wol finden werde, und daß es ja so viele hundert andere gebe, die sich auch darum nicht bekümmert haben.

Mit einem solchen Grade von Leichtsinn treten sie in die wichtigste Verbindung, und eben so leben sie dann in derselben. Ob die Frau mit ihrem Zustande zufrieden ist, ob die gerechten

Wün=

Wünsche ihres Herzens erfüllt werden, ob die Grundlage zu einer daurenden Harmonie der Herzen allmälig fest gelegt werde, ob immer neue Nahrung der gegenseitigen Achtung und Liebe da sei, ob die kleinen, vielleicht anfangs vorhandenen Mißtöne nach und nach zum harmonischen Einklang gestimmt werden, ob der gleich anfangs angestimmte Ton der volltönendste sei, und ob man nicht durch eine sanfte Modulation in einen andern übergehen könne — das ist des lieben Mannes geringste Sorge. Er hat seine Hauptabsicht, warum er eine Frau nahm, erreicht, und nun, denkt er, ist es Zeit seinen Launen nach zu hängen. Ists noch zu verwundern, daß es wenige glückliche Ehen giebt, und getrauen Sie Sich zu sagen, die Natur der Ehe selbst ist schuld daran?

Ja sogar diejenigen, welche diesen wichtigen Schritt mit allem Ernste thun, werden nicht alle glücklich, weil sie nicht deutlich genug wissen, worin Glückseligkeit des Lebens besteht, und wie man sie erwirbt, und festhält. Wer lehrt uns denn das, und wer macht uns auch nur aufmerksam darauf, daß wirs lernen müssen? Wer

es nun aber gelernt hat, und festen Sinnes ist, seinen besten Einsichten zu folgen, sollte der nicht mit Grunde hoffen können, die Früchte seines Strebens, wenn sie gleich tausend andern unbekannt sind, zu genießen? Zufriedenheit und Ruhe des Herzens, mein Werthester, ist in uns. Wenn unsere äußern Umstände nicht sehr drükkend sind, so haben wir uns selbst Vorwürfe zu machen, wenn wir uns nicht glücklich fühlen.

Nur ein kleiner Haufe weint,
Weil ihn wirklich Schmerzen nagen,
Aber Unzufriedne klagen
Ueberall, wo Sonne scheint.

Man muß sich daher auch nicht an die Klagen der Unzufriedenen kehren, und sich nicht durch sie irre machen lassen; zumal da es Leute giebt, die in der Erzählung ihres Leidwesens eine Art von Ehre, wenigstens Vergnügen, finden. Merkwürdiger wäre es, wenn es blos unglückliche Eheleute gäbe, und die Unverheiratheten dagegen alle zufrieden wären. Aber ists denn so? Und wenn Sie mir alle die widrigen Zufälle, denen die letztern nicht ausgesetzt sind, her-

rech-

rechnen: so glaube ich weiter keiner Antwort zu bedürfen, als: es ist wahr, sie haben weniger Leiden zu fürchten, aber auch so viele Freuden, und gerade die dem menschlichen Herzen angemessensten, die innigsten, nicht zu hoffen. Und der ist doch nicht glücklich, der keine Leiden hat; sondern der, der Freuden genießt! — Ganz gewiß der Mann, der sich in England erhing, weil ihm das ewige Einerlei im Leben, das tägliche Aufstehn und Schlafengehn, das Anziehn und Ausziehn, das Besuche geben, und Besuche annehmen unerträglich wurde, hatte keine Frau und keine Kinder!

Damit Ihnen indessen mein Brief nicht so langweilig werde, wie dem armen Engländer das Leben, so will ich schließen. Ueberlegen Sie es wohl, ob Sie aus Furcht vor ungewissen Leiden gewisse Freuden aufgeben, ob Sie so wenig Muth und ein so großes Mißtraun in ihre eigene Vorsichtigkeit verrathen, und einem Alter von Ueberdruß entgegen leben wollen? — Sollte Ihnen noch eines und das andere bedenklich seyn, sollten Sie ohnehin noch manches guten Rathes be-

 dür-

dürfen: so lege ich Ihnen ein Buch *) bei, darin Sie hübsch mit Fleiß und Aufmerksamkeit lesen sollen; und wenn Sie das gethan und alles reiflich erwogen haben, so erfreuen Sie mit der Nachricht Ihrer Verlobung recht bald

Ihre ꝛc.

N. S. Seit der Verfasser des Buchs über die Ehe gesagt hat, daß die Frauenzimmer keinen Brief ohne Postscript schreiben könnten, habe ich noch keine Nachschrift gemacht, und heute muß ichs doch thun. Ich lese eben Ihren Brief durch, und finde da unter andern, daß Sie sagen: „es wird mir immer unbegreiflicher, wie sich ein Mann — und noch mehr, wie sich ein Mädchen zu einer Heirath entschließen kann.“ Erlauben Sie, dafür muß ich Ihnen den Text recht tüchtig lesen!

Wie?

*) Vollständiger praktischer Katechismus vom Stande der heiligen Ehe. Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1781.

Wie? trauen Sie denn dem Frauenzimmer so wenig edlen Stolz zu, daß es uns gleichgültig seyn könnte, ob wir viel oder wenig für die Welt thun? Sollen wir denn etwa nur leben, damit wir essen, trinken und sterben? Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der thätigste unverheirathete Mann, meinem Bedünken nach, sich ein unendlich kleineres Verdienst um den Staat erwirbt, als der, welcher neben seinem eigenen Fleiß noch Nachkommen hinterläßt, die auch wirksam seyn können. Und vollens das Frauenzimmer! Was kann ihm denn das Gefühl von seinem Werthe geben, wenn es nicht ein ähnlicher Gedanke thut? Ich versichere Sie, wenn ich neben einem Manne stehe, ich dünke mich so viel, als er; wenn er gleich sehr viel mehr gearbeitet hat, als ich. Denn ich weis, daß mein Mann nicht so viel für sein Vaterland gethan haben würde, wenn ich ihm nicht seine trüben Stunden versüßt, seinen sinkenden Muth aufgerichtet, ihn bei dem Undank seiner Mitbürger getröstet hätte; wenn nicht ein Blick auf mich und auf meine Kinder ihm neue Kraft und Munterkeit eingehaucht, und meine Liebe ihm süßen, unmit-

telbaren Lohn für seinen Fleiß dargebracht hätte.

Wissen Sie ein größeres Verdienst, nach dem ein Mädchen streben könnte, als dies? Und welcher Mann kann stolz seyn gegen ein Weib, das Söhne geboren hat, welche alle einst Männer seyn werden? Und wenn ich eine Indianerin wäre, der das Gesetz auflegte, daß ich mich auf den Scheiterhaufen meines Mannes setzen müste; ich glaube dieser Gedanke allein überwöge bei mir die Qual des Scheiterhaufens! Auch wäre es nicht blos dies, weswegen ich mich ohne allen Anstand in die Arme eines würdigen Mannes werfen würde, wenn ich nicht schon darinnen ruhte.

Unser Geschlecht ist zu einer Art von Abhängigkeit bestimmt. Ein Mädchen ist wie eine zarte Ranke, die sich um einen stärkern Stamm schlingen muß, wenn sie sich aufrecht erhalten will. Wenn ihre Eltern, an die sie in den frühern Jahren sich lehnte, nicht mehr sind; so steht sie da, ohne Beschützer, ohne Rathgeber, ohne Vertheidiger ihrer Rechte. Sie gehörte niemanden recht an, und doch ist sie auch nicht

fähig,

fähig, etwas Selbstständiges vorzustellen. Je älter sie wird, desto weniger findet man ihren Umgang unterhaltend. Sie selbst kann sich kein allgemein anerkanntes Verdienst erwerben, und nirgends ist einer, der das seinige mit ihr theilt. Das fällt auf ihr Gemüth zurück. Sie fängt an, die Welt zu hassen, das Glück ihrer Schwestern zu beneiden, und in hunderterlei Thorheiten ihre Schadloshaltung dafür zu suchen; bis sie am Ende durch ihre eigene Schuld der Gesellschaft zur Last fällt, und das Gefühl ihres verlassenen Zustandes ihr langsam am Herzen nagt.

Zwar giebt es unter den alten unverheiratheten Personen meines Geschlechts dann und wann eine, die durch besondere Vorzüge ihres Geistes sich immer ehrwürdig und geliebt zu erhalten weiß; aber ist es nicht gerade am meisten um solche Person Schade, daß sie nicht verheirathet wurde, da sie ganz eigentlich dazu geschaffen war, glücklich zu seyn, und ihren Mann glücklich zu machen? Ist sie nicht zu bedauren, daß sie jetzt alle ihre Klugheit anwenden muß, um nicht geringge-

schätzt zu werden, anstatt daß sie, als eine Frau mit diesem Geist, allgemeine Ehrerbietung im vollen Maße und hohe seelenerhebende Freuden der Gattin und Mutter genießen konnte?

Ich wüßte daher auch nicht leicht etwas, worüber ich unwilliger zu werden pflegte, als wenn ich von einem Frauenzimmer höre, sie habe zu leben, und brauche deswegen nicht zu heirathen. Lieber Himmel, heißt essen und trinken, schlafen, und aufstehn denn leben? Ich möchte doch wissen, mit welchem Herzen ich an meinen Schöpfer gedenken könnte, wenn mein Gewissen mir sagte, daß ich durch Eigensinn und Schimären mich hätte abhalten lassen, einen wesentlichen Theil meiner irdischen Bestimmung zu erfüllen! Gab er mir deswegen blos Gesundheit des Leibes, und Kräfte der Seele, setzte er mich deswegen in äußere günstige Umstände, und ließ meinen Verstand bilden, damit ich blos die Erndte der thätigen Menschen möchte verzehren helfen? Wenn das nicht seinen Werth verkennen heißt, was heißts denn?

Wenn Sie also einmal wieder etwas unbegreiflich finden wollen: so sei es, daß es Mädchen

chen geben kann, die aus freiem Entschlusse unverheirathet bleiben wollen! Und wenn Sie so eine finden, so melden Sie mirs; ich will ihr schon den wahren Gesichtspunkt eröfnen, aus dem sie diesen Entschluß ansehen muß. In einem Briefe an einen Mann läßt sich das nicht so thun; ihr Männer mißbraucht zu leicht die Geheimnisse unseres Herzens, und ohnehin ist diese Nachschrift schon zu lang!

Ein Hexenproceß.

Im Jahr 1779.

Diese aus gerichtlichen Acten genommene Erzählung ist ohnstreitig um so merkwürdiger, je weniger man in dem achtzehenten Jahrhundert, und so gar in dem letztverstrichenen Jahrzehend desselben, Begebenheiten erwarten sollte, welche uns sonst nur in der Geschichte solcher Zeiten, die von der Barbarei gestempelt sind, zu einem demüthigenden Beweise dienen, wie weit der Verstand, und das Gefühl der Menschen, unter dem Joche des Aberglaubens und tiefeingewurzelter Vorurtheile sinken kann. Auch bestätigt dieselbe die Wahrheit derer Bemerkungen, welche in den beiden ersten Theilen dieses Lesebuchs über den geringen Grad der Aufklärung in Polen und einigen Westpreußischen Provinzen mitgetheilt habe.

In Pomerellen liegt unter der Jurisdiction des Landvoigteigerichts zu Konitz, oder Choinitz, das Dorf Ossowo, dessen Einwohner, außer

einigen Bauern, Edelleute sind, die sich vom Ackerbau nähren. Einer von diesen, Andreas v. Zabinsky, hatte dem Bauer Matthias Kapka ein Gärtnerhaus vermiethet, wodurch die Familien von beiden in einen nähern Umgang gekommen waren. Unter Leuten von so eingeschränkten Begriffen, bei denen folglich auch jede Begierde äußerst heftig ist, kann es nicht leicht an Gelegenheiten zu Zänkereien fehlen, welche freilich gemeinhin unerheblich genug sind; allein eben deswegen mit vieler Bitterkeit von beiden Seiten geführt werden. Auch hier war dies der Fall. Die Frau des Edelmanns merkte an, daß sich allerlei kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthschaft zutrugen, seit die Kapka in ihrem Hause wohnte; und manche derselben mochten sich gerade, nach einem vorgefallenen Zwiste unter ihnen beiden, ereignet haben. Dadurch gerieth sie auf den Argwohn, daß jene eine Hexe sei, und sich durch Zaubereien zu rächen wisse. Folgender Zufall bestärkte sie in dieser Meinung, und wurde die nähere Veranlassung zu einer höchst tragischen Geschichte.

Agnes, die Tochter des v. Zabinsky, wurde unter vielen Schmerzen an dem rechten Knie und Schenkel lahm. Der Arzt versicherte zwar, daß dies blos eine Folge von einer gichtischen Materie sei, die sich an diesen Theilen abgesetzt habe; allein die Mutter war davon nicht zu überzeugen. Sie behauptete, es sei eine unnatürliche Krankheit, die keinen andern Grund, als die Zauberei der Kapka haben könnte, zumal da kurz vorher zwischen ihr und dem Fräulein Agnes ein Streit vorgefallen seyn sollte. Was bedurfte es mehrerer Beweise für ihren Argwohn? Sie nahm daher auch weiter keinen Anstand, die Bauerfrau im ganzen Dorfe für eine offenbare Hexe zu erklären.

Bei dieser Rache ließ sie es indessen nicht bewenden; sondern zeigte den ganzen Vorfall, samt allen ihren Vermuthungen und Schlüssen, dem Dorfschulzen Albrecht v. Kowalewsky an, und verlangte von ihm, daß er das ganze Dorf zusammen berufen, und in Gegenwart desselben an der Kapka die Wasserprobe sollte machen lassen. Der Schulze weigerte sich anfänglich, ihrem Gesuche zu genügen, und damit er

sie nur vor der Hand los würde, wandte er ein, daß man dazu wärmere Witterung abwarten müste. Als aber endlich am 13. März 1779 ein gelinder Tag einfiel: so wiederholte sie ihre Vorstellungen so dringend, daß der Schulze seine Einwilligung gab.

Sogleich veranstaltete die v. Zabinsky, daß die so genannte Schulzenkeule, als das Zeichen von einer angesetzten Dorfversammlung, im Orte umhergeschickt wurde; und gegen Mittag waren bereits die meisten Einwohner bei dem Schulzen versammlet.

Nach einer kurzen Erzählung des Falls, und einer noch kürzeren Ueberlegung, was zu thun sei, wurde Andreas v. Zabinsky, nebst seinem Sohne Franz und etlichen Bauern, nach dem Hause, worin die Kapka wohnte, förmlich abgeschickt, um sie vor die Versammlung zu stellen, und durch die Wasserprobe aus zu mitteln, ob sie wirklich eine Hexe sei, oder nicht. Die erschrockene Frau wurde fortgeschleppt, und nach einem Dümpel *) geführt, welcher ohngefehr tausend

*) Eine Provinzial-Benennung eines kleinen Teichs.

tausend Schritte vom Dorfe liegt, etwa zweihundert Schritte im Umkreise, und zwanzig Schritte in der Breite hat, aber nahe am Ufer schon über Mannes Länge tief ist.

Hier zog sich die Unglückliche, auf Verlangen der beiden Zabinsky, bis aufs Hemde gutwillig aus; jedoch legte sie das sogenannte Scapulier nicht ab, welches ihr ihre Anklägerin aber abriß, indem sie sagte: „du H—, du Hexe bist nicht mehr werth, das Bildniß der heiligen Mutter Gottes zu tragen.“ Eben diese besprengte darauf den Dümpel mit Weihwasser, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füße kreuzweise mit Stricken von Stroh zusammen. Der Schulze ließ sie hierauf auf ein drei Ellen langes und eine Elle breites Brett setzen; an dies Brett befestigte Franz v. Zabinsky ein langes Strick, warf es seinem am entgegengesetzten Ufer stehenden Vater zu, und dieser zog sodann das Brett mit der Rapka ins Wasser. Sie fiel indessen gleich am Ufer von dem Brette ins Wasser; die Strohstricke lösten, da sie naß wurden, sich auf, und so kam sie, frei von ihren Banden, wieder glücklich ans Land.

Da dieser schlecht abgelaufene Versuch die Edelleute nicht zufrieden stellte, so wiederholten sie denselben zum zweitenmale, und er endigte sich wieder damit, daß die Frau, wie das erstemal, ans Land schwamm. Die meisten Anwesenden machten sich nun auf den Rückweg nach dem Dorfe; denn, daß sie nicht untersank, dünkte ihnen ein hinlänglicher Beweis, daß die im Wasser geprüfte eine wirkliche Hexe sei.

Ihr Mann, der mit ihr ein und zwanzig Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt hatte, war bis jetzt ein müßiger Zuschauer des ganzen Auftritts gewesen, weil er sich der Gewalt nicht widersetzen konnte, auch im Dorfe keinen Freund fand, der ihm beigestanden hätte. Da er aber nun sahe, daß man seine Frau für schuldig erklärte, so ging ihm das von Herzen nahe, und er kannte kein anderes Mittel, ihre Unschuld, von der er sich selbst zur Genüge überzeugt hielt, zu beweisen, als die Wiederholung der Probe, an deren Zuverläßigkeit er im mindesten nicht zweifelte. In dieser Meinung lief er dem zurück gegangenen Haufen nach, und forderte sie sämtlich, besonders die Zabinskysche Familie, auf,

die angefangene Prüfung seiner Frau völlig zu Ende zu bringen, sie besser zu binden, sie mitten auf den Dümpel zu ziehn, und sie sodann ins Wasser zu werfen.

Jene kehrten wieder um, und banden die arme Frau mit hanfnen Stricken kreutzweis zusammen. Die beiden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Dümpel, und warfen sie sodann so weit vom Ufer, als sie konnten. Ein anderer Edelmann stieß sie hierauf mit einem langen Stabe in die Mitte des Wassers. Die nun zum drittenmale der Probe unterworfene bejammernswürdige Frau schwamm eine geraume Zeit auf dem Bauche in dem Dümpel umher, bis sie endlich vermittelst eines an ihr befestigten Strickes wieder herausgezogen, und losgebunden wurde. Ihre Kräfte waren erschöpft; allein das grausame Verfahren ihrer Feinde hatte sie in eine Art von Wuth gesetzt, so daß sie nach einer kurzen Ruhe freiwillig ins Wasser sprang, und erst, nachdem sie wol eine Viertelstunde umhergeschwommen war, wieder ans Ufer kam.

Hierdurch hielten sich nun die anwesenden Edelleute völlig überzeugt, daß sie eine Hexe sei, und glaubten sich deswegen zu jeder Grausamkeit gegen sie berechtigt. Fast alle, vornehmlich aber die Jabinskysche Familie, schlugen sie mit grossen Stöcken und Ruthen, ohne Vorsicht, wohin sie trafen, und verlangten, daß sie die Agnes entzaubern sollte. Nachdem sie sie, ihrer Meinung nach, genugsam gemartert hatten, vereinigten sie sich sämtlich dahin, daß solche Hexe nicht wieder in das Dorf zurück kommen dürfte.

Die gemißhandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unschuld zu betheuren, und um Erbarmen zu flehen. Sie bath nur, man möchte sie aufrichten und auf die Füße bringen; auch das wurde ihr versagt. Einer von den Edelleuten nahm durch ihre Bitten sogar Gelegenheit, sie noch einmal mit einem Stocke, so lange, bis er sprang, zu schlagen, und sie dann mit dem in der Hand behaltenen Stücke ins Gesicht zu stoßen, wobei er ihr sagte: „steh auf, Bestie, und zieh dich an.“

Müde, einem Schauspiele zu zu sehen, welches ihnen wahrscheinlich nicht mehr Abwechse-

lung genug hatte, gingen die Versammleten nun in das Dorf zurück, und ließen die mit Blute bedeckte, dem Tode nahe gebrachte Frau, ohne alle Hülfe, unter freiem Himmel, in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beiden Töchter, die eine von vierzehn, die andere von eilf Jahren, welche sich so lange vor der Menge gefürchtet hatten, durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, griffen ihr unter die Arme, und führten sie bis an die äußersten Zäune des Dorfs, wo sie vor zu großer Schwachheit liegen blieb, ohne daß sich weiter jemand um sie bekümmert hätte.

Gegen Abend wurde von sämtlichen Edelleuten des Dorfes beschlossen, sie über die Grenze zu bringen. Franz v. Zabinsky spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die von allen verlassene Frau darauf, und fuhr in einer zahlreichen Begleitung mit ihr hinweg. Unterwegs gab er ihr immerfort noch die empfindlichsten Peitschenhiebe, und seine Mutter schrie ununterbrochen: sie sollte die Agnes entzaubern. Sie waren bereits ziemlich weit mit ihr gefahren, als das Brett des Wagens, worauf sie lag, und mit demselben sie selbst auf die

Erde fiel. Sie weinte heftig, und bat aufs flehentlichste, sie nicht so hülflos, ohne Kleider, vor Kälte erstarrt, mit Wunden und Striemen bedeckt, auf freiem Felde liegen zu lassen; allein alle Anwesende blieben fühllos, und gingen nach dem Dorfe zurück.

Während dieser Zeit hatte ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedrohten Schlägen verlassen hatte, zu Hause allerlei Ueberlegungen gepflogen. Die angestellte Wasserprobe hatte ihn in der Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau wankend gemacht. Vornehmlich trug dazu viel das übereinstimmende Urtheil der Edelleute und des Schulzens bei, denen er doch zutraute, daß sie die Sache verstehn müsten. Er fing an sich vor ihr, als vor einer Hexe zu fürchten, und getraute sich wenigstens nicht, ihr zu Hülfe zu kommen, da er sahe, wie allgemein der Haß und die Wuth gegen sie war. Als er sich aber dagegen vorstellte, daß die treue Genossin seines Hauses, mit der er eine ganze Reihe von Jahren hindurch so zufrieden gelebt hatte, in einem so äußerst elenden Zustande, vielleicht noch immer fort den Mißhandlungen ihrer Peiniger

ausgesetzt wäre: so überwand Mitleid, Erbarmen und Zuneigung jede andere Regung seines Gefühls. Er nahm so viele Kleider, als er für nöthig hielt, mit sich, und ging dem übrigen Haufen nach. Diesen fand er schon auf dem Rückwege; er vermied es, von ihnen bemerkt zu werden, und fand bald darauf seine Frau auf dem Wege, außer Stande zu sprechen. Sie röchelte blos noch, und aus der Nase und dem Munde floß häufiges Blut. Alle Mühe, die er sich gab, sie aufzurichten, und anzukleiden, war vergebens; sie rang bereits mit dem Tode. In einer Art von Verzweiflung ging er nach Hause zurück, nachdem er sie mit Kleidern bedeckt hatte; und da er etwa anderthalb Stunden nachher wieder kam, fand er sie todt.

Auf diese so traurige, als grausame Art, muste die bedauernswürdige Frau, welche nach der Aussage aller abgehörten Zeugen, jederzeit ein stilles und ehrbares Leben geführt hatte, und die blos durch Zufälle, und durch die dumme Bosheit der Zabinskyschen Familie in den Verdacht der Zauberei gekommen war, ihr Leben beschließen, nachdem sie unmenschliche Martern

erduldet hatte. Ihr hinterlassener Mann war vor Schmerz außer sich. Er lief zum Pfarrer zu Wiehle, um ihm den Vorfall anzuzeigen, und sich Beruhigung und Trost zu suchen. Dieser gab dem Landvoigteigerichte zu Konitz davon Nachricht, welches sogleich die Verbrecher der Untersuchung unterwarf.

Die v. Zabinsky hatte Gelegenheit gefunden, zu entkommen, und damit der Strafe, die ihrer Bosheit gebührte, zu entgehen. Es sind indessen die nöthigen Maßregeln genommen worden, ihrer wiederum habhaft zu werden. Das endliche Gutachten des hiesigen Cammergerichts verurtheilte die übrigen Mitschuldigen des Mordes zur Vestungsarbeit auf vier, drei und zwei Jahre, und auf eine noch kürzere Zeit; je nachdem sie mehr oder weniger Antheil an den gegen die Verstorbene ausgeübten Grausamkeiten hatten. Der hohe Grad von Einfalt, der Aberglaube, die Rauhigkeit der Sitten, und tief eingewurzelte Vorurtheile samt dem Mangel der Ueberlegung, welche allenthalben in der ganzen Geschichte hervorleuchten, bewogen billig die Richter zu einer solchen Milderung der Strafe.

Was würde denn Rousseau, der seine durch die Wissenschaften erlangte Aufklärung anwendet, um gegen die Wissenschaften den Verdacht zu erregen, daß sie über die Länder, die sie in ihren Schoß aufnahmen, Unglück und Elend verbreiten, — was würde er antworten, wenn man ihm in Begebenheiten, wie diese, es anschaulich machte, welche schauderhafte Auftritte der menschlichen Gesellschaft drohen, wenn der Geist der Nation nicht mit gesunden Begriffen genährt, und ihr Charakter nicht durch edle Grundsätze gebildet worden ist? „Man verschließe alle Schulen, verjage alle Lehrer, verbanne alle Hülfsmittel des Unterrichtes, lasse die junge Menschenbrut aufwachsen, wie die Brut der Thiere. Und die Folge? — Das Licht der Wissenschaften verlischt, weil keiner da ist, der es unterhält, keiner, der es gebraucht; das Genie des Künstlers, der seine Fackel an dem Lichte der Wissenschaften ansteckte, erkrankt, weil seine Zeitgenossen für die Schöpfung seiner Kunst keinen Sinn haben; der Krieger wird ein wüthender Barbar, der keine Wissenschaft kennt, als die Schärfe sei-

„nes Schwerdts, und keine Kunst, als zu mor=
„den; der Thron des Regenten wankt, weil keine
„früh ins Herz des Unterthanen geprägte
„Grundsätze ihn stützen; das Band der Familien
„wird schlaf, weil keine Gemeinschaft der Erzie=
„hung es fest zusammen zieht; die grosse Kette
„der menschlichen Gesellschaft, die Familie an
„Familie, Stand an Stand, Provinz an Pro=
„vinz knüpft, zerreißt, zerspringt in tausend
„Glieder; die Völker zertrennen sich in Horden
„streifender Barbaren; die Leidenschaft kennt
„keinen Damm mehr, das Laster keinen Zügel,
„die Tugend keinen Sporn; der Mensch sinkt
„von einer Stuffe der Kultur zur andern her=
„nieder, bis er nur noch eine Stuffe über dem
„Thier steht *).“ Und selbst, setze ich hinzu, der
Religion heilige Wahrheiten werden verkannt,
vergessen, verfälscht, bis an ihrer Statt Aber=
glaube und Bosheit die Herzen erfüllen, und

*) S. Jubelrede von den Freuden des Schulmanns, bei der hundertjährigen Jubelfeier des Friedrichs=werderschen Gymnasiums gehalten von Friedrich Gedike, Director des Gymnasiums. Berlin bei Decker 1782.

mit verherendem Tritte öffentlich einhergehn. Selbst, wenn sich gewisse Reste religiöser Gefühle auch im rohsten Menschenstamme nicht ganz austilgen lassen: so findet sich in den versteinerten Gemüthern nichts, woran sie sich schließen, und womit sie beglückende Resultate hervorbringen könnten.

Heil daher denen Wohlthätern des Menschengeschlechts, die, die Fackel einer gesunden Philosophie in der Hand, den Nationen auf dem Pfade der Wissenschaften vorangehn! Ihre Fußtritte bezeichnet Segen, und ihr Andenken bleibt der Nachwelt heilig! Dreimal Heil aber dem Volke, unter welchem nicht blos die Weisen fruchtbringende Stauden auf dem Gefilde der Erkenntnis anpflanzen; sondern bei dem auch für die geringeren Glieder des Staates diese Pflanzen gepflegt, und ihre Früchte zur nährenden Speise bereitet werden.

Vorschlag zu einem Lesebuche für militärische Schulanstalten.

Es wurden ohnlängst in einer Gesellschaft verschiedene Beispiele von ausgezeichneter Tapferkeit erzählt, unter andern fiel mir folgende am meisten auf.

„In dem siebenjährigen Kriege muste einst ein Cavallerieregiment durch ein schmales Thal marschiren. Der Feind stand so nahe, daß ein Ueberfall von demselben zu befürchten war. Um dies zu verhindern, fand der General nöthig, ein kleines Commando an den engen Paß zu stellen, durch welchen die Feinde auf das Regiment einbrechen konnten. Es wurde einem Cornet, der sich bereits bei verschiedenen Gelegenheiten, als einen tapfern und unerschrockenen Mann, gezeigt hatte, dies Commando anvertraut. Kaum hatte er seinen Posten eingenommen, so wurde er von leichten streifenden Truppen unaufhörlich beunruhigt, und er vertheidigte sich mit eben so

viel Muth als Klugheit; als aber plötzlich ein paar feindliche Regimenter Cavallerie auf ihn eindrangen: so äußerte er gegen einen alten Wachtmeister, der bei seinem Commando war, den Gedanken, daß hier wol nichts anders zu thun seyn möchte, als sich zurück zu ziehn, weil sie doch der weit überlegenern Macht nicht widerstehen könnten. „Nein, Herr Cornet, sagte der erfahrnere Held, hier bleiben wir stehn, und wehren uns brav, und unterdessen, daß sie uns niederhaun, hat das Regiment Zeit, sich sicher durch das Defile zu ziehn." Der Cornet billigte den Rath, blieb mit seinen Leuten auf dem Platz und sie verkauften ihr Leben theuer. Nicht einer blieb von ihnen allen übrig; aber das Regiment, zu dem sie gehörten, hatte unterdessen eine vortheilhafte Stellung gewonnen, und rächte ihren Tod. Der Cornet allein wurde, mit einem gefährlichen Schuß in der Brust, auf seinem Posten noch lebendig gefunden, und er war sich seiner eigenen Tapferkeit genug bewußt, um sich nicht das Verdienst des alten Wachtmeisters anzumaßen."

Die große, seltene That, das biedere Gefühl, womit sie erzählt wurde, und der natürliche Zusatz: „that Leonidas bei Thermopylä mehr?" veranlaßte bei verschiedenen Anwesenden, fast zu gleicher Zeit, den Ausruf: Ein Held, wie der, verdiente eine Ehrenseule! Er mag sie auch in der That verdienen; aber ob sie ihm gesetzt werden müsse, ist eine andre Frage.

Es ist wahr, es gehört ein großer Edelmuth dazu, sich mit kaltem Blute für seine Pflicht und für das Beste Vieler aufzuopfern. Eine solche That verdient Bewunderung. Aber man setze eine Ehrenseule dem, der sich durch eine einzelne große, seltene That auszeichnet; man setze sie dem, der Verderben von etlichen Hunderten abwendet — und was bleibt übrig für so viele andre, deren ganzes Leben eine Reihe von Heldenthaten ist, und deren Einfluß sich im Kriege und im Cabinette auf das Wohl vieler Tausende erstreckt? Eine Nation, die so freigebig mit Ehrenseulen ist, sieht sich bald dahin gebracht, einem Demetrius Phaleräus dreihundert zu errichten; und dann hören sie auf, ausgezeichnete Belohnung zu seyn.

Wenn

Wenn indessen jenem Helden auch keine Ehrenseule gesetzt werden soll; so ist es doch Unrecht, wenn das Vaterland ihn, oder irgend einen seines Gleichen ganz ohne alle Belohnung läßt. Sein Name sollte nicht verloren gehn; man sollte ihn mit Achtung nennen, und bei Erwähnung seiner That sollte ihm die Nachwelt noch den ehrenvollen Titel eines Helden beilegen. Gleichgültig seyn, ob seiner noch in Zukunft gedacht wird, oder nicht, heißt gleichgültig seyn gegen den Ruhm seiner Nation, und ist Undank! Womit kann sonst das Vaterland den belohnen, der ihm sein Leben opfert? Mag Nachruhm auch nur einen eingebildeten Werth haben, er dient doch wenigstens zum Beweise, daß die, welche ihn dem Verdienste erhalten, Verdienst bewunden zu können, werth waren.

Daß fast jeder, der einen Feldzug mit gemacht hat, eine oder die andere große That zu erzählen weis, und daß ihr tiefgefühlte Bewunderung, von jedem, der fühlen kann, geopfert wird, ist nicht genug. Die Augenzeugen sterben allmälig aus, und nach und nach stirbt mit ihnen das Gedächtnis der That, oder sie bekömmt, in

dem

Munde des spätern Erzählers, das Ansehn einer schönen Erdichtung. Die ruhmvollen Thaten des Feldherrn und der Befehlshaber vom Range werden in den Jahrbüchern der Geschichte und durch den Marmor des Künstlers verewigt; und mit Recht glänzt ihr Name überall, wo Wissenschaften blühn. Dem minderen Verdienste des gemeinen Mannes sollte man ein Monument errichten, wie es sich am besten für ihn schickt. Man sollte eine Sammlung seiner merkwürdigsten Thaten veranstalten, und sie seinen Cammeraden, und den Patrioten in die Hände geben. Das würde für uns seyn, was der Portikus in Athen war, und würde, wie jener, der Nation zur Ehre gereichen, indem sie zugleich ein Mittel bekäme, der Tapferkeit und Seelengröße einen Theil ihrer Schuld zu bezahlen.

Schon von dieser Seite wäre die Sache wichtig und der Aufmerksamkeit des Patrioten werth; ich denke sie mir aber noch aus einem anderen Gesichtspunkte, der es nicht weniger ist. Wenn man zwei Absichten erreichen kann, so thut man die Hälfte zu wenig, wenn man sich mit einer begnügt. Deswegen schlage ich eine solche

Samm-

Sammlung zum Lesebuch für militärische Schulanstalten vor.

Man hat sich längst darüber vereinigt, daß Beispiele eines der besten Mittel sind, dem jugendlichen Herzen edle und große Gesinnungen einzuflößen. Der Lehrer mag den Werth und die Vortreflichkeit der Tugend mit noch so vieler Kunst und Lebhaftigkeit schildern, er mag die Verbindlichkeit dazu noch so unwidersprechlich beweisen; das Herz des Schülers bleibt kalt. Er stelle aber den Knaben hin vor den Mann, der groß und edel handelte, er öfne ihm einen Blick in die Seele des Helden, er lasse ihn die Kraft ahnden, die dazu gehörte — und er wird nicht nöthig haben, weiter zu ermahnen. Schnell wird der Schüler mit seinem Muster sympathisiren, und durch die öftere Erneurung des ähnlichen Eindrucks wird sein Herz sich Gesinnungen eigen machen, die es anfänglich blos nach empfand. Der Wunsch nach Gelegenheit zu ähnlichen Thaten wird mächtig in ihm wirken, und warlich er vergißt die elenden Ausflüchte, womit sich der phlegmatische Schwätzer von seiner Pflicht los zu räsonniren pflegt. Ist das Gefühl

dann

dann so gestimmt, wie leicht finden denn auch Aufforderungen Eingang, und wie mächtig wirken überzeugende Lehren Entschluß! Dergleichen ist ein Funke in dem jugendlichen Herzen, der vielleicht Jahre lang unsichtbar glimmen kann; aber es trägt ihn mit sich umher auf seiner Laufbahn, und schnell, wenn Veranlassung da ist, lodert die Flamme auf.

Selbst dem Verstande kommen Beispiele vortreflich zu Hülfe! Wir würden ohne Zweifel viel mehrere gemeine Leute groß und edel handeln sehen; wenn sie wüsten, was groß und edel hieße, und wie man es anfangen müsse. Den meisten fehlt es weniger an Muth, als an Einsicht. Wie mancher würde bereit seyn, mit seinem Leben dem Vaterlande ein Opfer zu bringen, wenn er genau den Zeitpunkt wüste, in welchem er ihm damit einen Dienst leisten könnte. Es giebt auf dem verwickelten Theater des Kriegs so vielerlei Auftritte, bei denen sich der schlechterdings nicht zu rathen weis, der nicht Kenntniß der Folgen hat. Und diese zu erlangen, giebt es nur zwei Mittel: Erfahrung und Geschichte. Jene wird theuer erkauft, und oft erlischt das

Feuer

Feuer und erschlaft die Kraft des Streiters, ehe er sie hat; diese lehrt ohne Gefahr, und entflammt die jugendliche Glut, ohne Kraft zu verzehren.

Jedoch wozu werde ich weitläuftig bei einem Gegenstande, der keines Widerspruchs fähig ist, zumal da man sich bei der edleren Jugend von jeher schon eben dieses Mittels bedient hat, ihr Herz mit Muth und ihren Kopf mit Regeln der Klugheit zu erfüllen. Nur wendet man mehr die alte Geschichte dazu an, als man es sollte. Es ist wahr, sie ist voll heroischer Züge, die Bewunderung und Nachahmung verdienen. Allein es geschieht auch nicht selten, daß der Jüngling dabei denkt: ja! die Griechen und Römer, das waren noch Männer; solche giebt es heut zu Tage nicht mehr. Daß dies Urtheil ungerecht gegen unsere Zeitgenossen ist, bleibt immer sein geringster Schade. Der größere ist, daß in demselben zugleich eine Entschuldigung für den zu liegen scheint, der heut zu Tage nicht wie ein Grieche und Römer handeln mag. Auch ist die jetzige Art Krieg zu führen gar nicht mit der bei jenen Völkern zu vergleichen! Kriegsmaximen,

Waffen,

Waffen, Angriff, Vertheidigung, Begriffe vom Völkerrecht, Geist der Nationen — alles ist bei uns anders, als es bei den Alten war, so daß ein Hauptnutzen des Beispiels — Regeln der Klugheit für ähnliche Fälle daraus zu lernen, größtentheils hinweg fällt.

Für den gemeinen Knaben ist die alte Geschichte völlig unbrauchbar. Sie hat für ihn nichts von dem Interesse, das sie für uns auf der Studierstube hat. Was weis er vom Epaminondas, von Leuktra und Mantinea, von Hannibal und Capua? Nicht einmal die Geschichte des vorigen Jahrhunderts und entfernter Länder hat Leben genug für ihn. Man erzähle ihm dagegen: im siebenjährigen Kriege that der Musketier Schultz aus Kottbus, unter dem Regimente des Feldmarschall Schwerin, in der Schlacht bei Prag, dies oder das; so wird er aufhorchen und fühlen, daß ihn das angeht. Denn er kennt vielleicht das Regiment, von dem die Rede ist, sein Vater stand vielleicht unter demselben, oder er war in der Schlacht bei Prag gewesen, und hatte oft von Schwerin erzählt; wenigstens hat der Knabe vom siebenjährigen

Kriege gehört, oder weis, wo Kottbus liegt. Mit einem Worte, es wird sich immer irgend ein Umstand finden, der ihm die Erzählung wichtig macht, und sie für ihn belebt. Aus diesem Grunde würde ich rathen, daß man in dem vorgeschlagenen Lesebuche die neusten Begebenheiten ähnlichen älteren vorzöge, und aus jedem Feldzuge einen neuen Nachtrag dazu sammlete.

Einigermaßen vertreten bis jetzt die Erzählungen in den Wachtstuben eine gedruckte Sammlung solcher Geschichten. Der junge Soldat hört dort von den alten versuchten Kriegern ihre Thaten, und saugt etwas von ihrem martialischen Geiste ein, und lernt ein wenig den Dienst im Felde kennen. Gewiß würde er in der Folge sich öfters weniger gut zu nehmen wissen, wenn er diese Erzählungen nicht angehört hätte. Allein sie ersetzen doch meinen Vorschlag nicht zur Hälfte; denn theils ist das Herz des jungen Mannes, der selbst schon auf die Wache zieht, nicht mehr so weich, daß die darauf gemachten Eindrücke tief und bleibend wären; theils wird auch das allenfalls gestiftete Gute nebenher wieder durch Zoten und Schmutz gleich auf der

Stelle

Stelle übertüncht, und edle, gute, menschliche Gefühle sind überhaupt da weniger der Gegenstand des Gesprächs, als Züge der Tapferkeit, und doch sind jene dem Krieger so unentbehrlich, als diese.

Gute, edle, menschliche Gefühle, sage ich, sind in einem Heere so nothwendig, als Tapferkeit, und eben deswegen müsten in das Lesebuch für militärische Schulen nicht blos heroische Thaten; sondern Beispiele von allerlei Tugenden, die der Soldat auszuüben vorzüglich Gelegenheit hat, aufgenommen werden. Vertraun auf die Vorsicht, Standhaftigkeit unter Beschwerden und Schmerzen, gute Haushaltung, Treue gegen seine Cameraden, Liebe gegen seine Vorgesetzten, Großmuth gegen die Feinde, Uneigennützigkeit, Menschlichkeit und Mitleid gegen Wehrlose, Entwafnete, und Verwundete, Eifer im Dienste, Sinnesbesserung und was dem ähnlich ist, könnte mit einander abwechseln. Bei Gesinnungen und Thaten, die nicht an und für sich etwas auffallendes, rührendes und hinreißendes haben, müste man solche wählen, die durch irgend einen Nebenum-

stand erhöhet werden, die etwa eine zufällige Belohnung fanden, oder der Grund zu einer wichtigern Begebenheit wurden.

Die Kunst des Erzählers würde manchmal Leben und Nachdruck hineinlegen können. Bisweilen würde eine kurze kraftvolle Einleitung, oder eine Reflexion am Ende, simpel und stark ausgedrückt, eine glückliche Wirkung thun, und oft würde das bloße Nebeneinanderstellen ähnlicher Begebenheiten diese Reflexionen bei dem jungen Leser selbst erwecken. Jedesmal müsten die kleinen Nebenumstände nicht nur, welche zur völligen Einsicht des Zusammenhangs nöthig sind, sondern auch hauptsächlich die Namen der Personen, der Oerter, die Zeit und dergleichen angeführt werden, sonst würde unausbleiblich eine oder die andere von den angeführten Hauptabsichten des Buchs verloren gehn.

Wenn das nun bei dem Heere bekannt würde, daß große, auszeichnende Thaten für die Nachwelt aufbewahrt werden, welch ein Sporn müste das nicht seyn, sich hervor zu thun in einer oder der andern Tugend. Wer wollte denn nicht gern eine Stelle in solchem Buche verdienen?

nen? Und wenn der Knabe in der Schule das Lob seines Vaters oder Großvaters, oder auch nur eines Bekannten läse, würde er nicht von dem Gedanken glühn, zu seyn, was sie waren; und würde nicht die Erzählung von einem für ihn gänzlich Fremden ihm ein gewaltiger Zuruf seyn: suche eben das zu verdienen?

Von bösen Beispielen würden vornehmlich solche gewählt werden müssen, die eine auffallende üble Folge hatten, und solche, die an und für sich nicht so sehr schändlich scheinen, aber durch ihren Einfluß auf das Ganze verderblich werden.

Man sage nicht, daß der Nutzen, der für das Ganze davon zu erwarten wäre, nur unbeträchtlich sei, weil nur eine kleine Anzahl von Soldaten einer ganzen Armee in militärischen Schulen erzogen werden! Eben diese wenigen sind es, die dereinst am bequemsten zu Unterofficieren, zu Feldwebeln und Wachtmeistern gebildet werden können, und wie viel hängt nicht bei einem Heere davon ab, daß diese Leute sind, was sie seyn sollen! Dies würde auch geantwortet werden können, wenn man vielleicht ein-

wenden wollte, daß der gemeine Soldat nicht aufgeklärt zu seyn brauche, und daß es sogar oft schädlich sei, wenn er zu viel über seinen Dienst räsonnire.

Es wird sich übrigens durch den Titel **Lese**buch hoffentlich niemand verleiten lassen, mir zu zutraun, daß ich dies Buch eingeführt zu sehen wünsche, um die Soldatenkinder daraus lesen zu lehren; denn dies würde gerade das Mittel seyn, allen vorhin geschilderten Zwecken entgegen zu arbeiten, indem alle Unannehmlichkeiten des Lesenlernens sich an die Erinnerung dieser Beispiele knüpfen, und einen geheimen Widerwillen dagegen in das Herz des Schülers pflanzen würden. Nein! wenn wir einst ein solches Buch besäßen: so müste der Lehrer den erwachsenen Knaben, in den frölichsten Stunden, als eine Belohnung ihres Fleißes und guten Betragens, etwas daraus vorlesen, und einem jeden Regimente müsten etliche Exemplare geschenkt werden. Es giebt immer bei jeder Compagnie einen Sprecher, der auf den Wachen den übrigen die Zeit zu vertreiben weis. Ein solcher würde gern das Buch lesen, um Stoff

zur Unterhaltung zu finden, und würde den Inhalt zeitig genug unter die übrigen verbreiten.

Mir ist es für jetzt hinlänglich, die ersten Grundlinien dieses Vorschlags gezogen zu haben, die Ausführung zu wünschen, und ihr froh entgegen zu sehn. Ich bin es überzeugt, daß sich ein Mann von patriotischem Herzen, von Kenntniß der Jugend, von Wärme des Gefühls und einer hinlänglichen Gabe des populären und nervichten Ausdrucks finden würde, der uns ein Geschenk mit einem solchen Werkchen machte, wenn nur erst eine hinlängliche Menge von Begebenheiten gesammlet wäre. Und zu dieser Sammlung, hoffe ich, werden die Herrn Befehlshaber der Regimenter sowohl, als einzelne Officiere und Feldprediger, denen dergleichen Beispiele genau bekannt sind, die Hand bieten. Mit Vergnügen biete ich auch dieses Lesebuch für alle Stände an, damit durch dasselbe nach und nach einzelne Beiträge zu jenem bekannt gemacht werden können.

Beobachtungen über Geistesschwäche und Wahnsinn.

Die Beobachtungen, welche ich hier liefere, habe ich größtentheils selbst in der hiesigen Charite und dem Irrenhause gesammlet. Wie theuer mein Herz jede derselben bezahlt habe, zu bestimmen, überlasse ich der Empfindung des Lesers! Wenn der Wanderer unter den Trümmern von Persepolis und Palmira geht, und sichs lebhaft denkt, was diese Städte einst waren, und was sie nun sind, o! so hat er keinen Funken des Gefühls, wenn ihn nicht Schwermuth und Schauder bei dem Anblick ergreift. Und doch ist, was er sieht, nichts weiter, als das Werk von Menschen, die allem, was sie machen, den Stempel ihrer eigenen Vergänglichkeit aufdrücken. Dagegen das Meisterstück der irdischen Schöpfung Gottes in dieser Zerrüttung, — einst mit Denkkraft begabt, die sich über Erde und Himmel bis zum Urheber ihres Daseyns empor schwang und selbst Schöpferin

wurde,

wurde, — und jetzt so weit unter den Instinkt der Thiere erniedrigt, — — ich kenne in der Natur kein grausenderes Bild! Oft kehrte ich daher auch aus dem Irrenhause, wenn ich, um Bemerkungen zu sammlen, hingegangen war, schwermüthig zurück, ohne mich mit einem andern Gedanken, als dem tiefen Gefühle der Hinfälligkeit des stolzen Menschen beschäftigt zu haben.

Ich scheute indessen die Ueberwindung nicht, die mirs kostete, Beobachter zu seyn, da wir bis itzt noch so wenige Bemerkungen über Wahnsinn und Geistesschwäche haben, und sie doch so wichtig sind.

Ich habe bereits oben (S. 70) erinnert, daß wir nie auf eine genaue Kenntniß des menschlichen Geistes werden rechnen dürfen, wenn wir nicht anfangen, jede Erfahrung, die ihn uns in seiner Thätigkeit zeigt, sorgfältig zu sammlen. Nun enthalten zwar Beobachtungen, wie ich sie hier mittheile, nicht eigentlich Bemerkungen über die Seele, sondern nur Züge zerrütteter Kräfte derselben; allein theils läßt sich durch Schlüsse aus diesen Erscheinungen der ehemalige

gesunde Zustand wenigstens eben so gut abnehmen, als z. B. der Mineralog aus den verwitterten Ueberbleibseln eines Erzes die Natur desselben bestimmen kann; theils wirken manche Kräfte des Geistes eben deswegen bei dem Wahnsinnigen desto freier, weil sie nicht durch das Spiel der übrigen, nun geschwächten, eingeschränkt werden. Ich bin daher überzeugt, wenn wir viele Erscheinungen der Geistesschwäche, des hitzigen Fiebers, der Trunkenheit, der heftigen Leidenschaft (welche alle eine kurze Wuth sind) neben einander stellten, auch allenfalls Träume und die mancherlei Merkwürdigkeiten derselben hinzunähmen: so müsten wir durch sorgfältige Vergleichung schlechterdings viele Bedingungen der Leidenschaften, der Begierden und der Vorstellungsfähigkeit überhaupt genauer kennen lernen. Vornehmlich würden wir hellere Blicke in den, noch immer höchst räthselhaften Zusammenhang des Körpers und des Geistes thun, und bestimmter, wo nicht die Art, doch die Gesetze ihres gegenseitiges Einflusses entdecken.

Als einen Hauptvortheil solcher Beobachtungen rechne ich auch an, daß durch sie eine vernünftigere Behandlungsart der Wahnsinnigen befördert werden kann. Ich weis, leider! aus vielen Erfahrungen, daß mancher Unglückliche, der nur eine geringe Anlage zur Geistesschwäche hatte, in kurzer Zeit durch eine verkehrte Begegnung völlig wahnsinnig geworden ist; und ich habe andere gesehen, die fast ohne alle Hülfe des Arztes, durch bloße Lenkung ihrer Vorstellungen, geheilt wurden. Je aufgeklärter und je gutmüthiger jemand ist, desto weniger wird er sich zwar zur Härte gegen einen Bedaurenswürdigen versucht fühlen; aber die heilsamste Art mit ihm umzugehen wird er doch nie treffen, wenn er nicht die Natur des Wahnsinns genau kennt, und das kann er nicht anders, als durch Vergleichung mehrerer Fälle. Ich habe oft meine Betrachtungen darüber angestellt, daß Leute, denen es gar nicht an Verstand fehlt, die aber wol nie über die Sittlichkeit unserer Handlungen nachgedacht haben, so ganz ohne alle Ueberlegung mit den Wahnsinnigen umgehen. Gerade wie der gemeine Mann mit den Thieren

spricht, sie schlägt und auf sie flucht, ohne zu bedenken, daß er eine vergebliche Arbeit thut; so sehe ich auch oft den Verrückten so behandeln, als hätte er gar keinen Sinn, und den Gebrauch seiner Willkür zugleich.

Doch ich will die Leser nicht mit allgemeinen Betrachtungen ermüden; sondern sogleich Beobachtungen vorlegen. Nur muß ich zuvor noch erinnern, daß ich für die Genauigkeit derer, die ich selbst angestellt habe, Bürge bin. Ich hätte ihnen vielleicht das Gepräge einer größeren Zuverläßigkeit aufdrücken können, wenn ich die Namen der Personen und Oerter, die Zeit und andere Umstände angeführt hätte. Allein theils hindert mich daran die Schonung, die ich den Familien der Unglücklichen schuldig zu seyn glaube; theils würde dabei eine langweilige Weitläuftigkeit nicht zu vermeiden seyn. Selten bin ich sogar im Stande, — ob das gleich von der äußersten Wichtigkeit wäre, — die vorhergegangene Geschichte der Unglücklichen, und die mancherlei Stuffen, durch welche sie bis zur völligen Verrückung übergingen, anzugeben. Sie selbst können gewöhnlich nichts davon sagen,

gen, und mich bei ihren Anverwandten darnach zu erkundigen, habe ich nie von mir erhalten können. Oft würde es auch vergeblich gewesen seyn, weil sie nicht nur gemeinhin unfähig sind, richtige Beobachtungen anzustellen; sondern es auch nicht der Mühe werth halten, sie zu sammlen.

Eine äußerst merkwürdige Gattung von Wahnsinnigen machen ohnstreitig diejenigen aus, die nur eine einzige Idee oder eine ganze Classe von Ideen mit Verwirrung denken, und in Ansehung aller übrigen, welche mit diesen nicht in einem ganz nahen Zusammenhang stehen, den richtigen Gebrauch ihres Verstandes zeigen. Im Mann von Gefühl kommt davon ein Beispiel vor, welches eine sehr interessante Scene veranlaßt. In dem Geckenhause zu Amsterdamm geschah es auch einst, daß ein gut gekleideter Mensch sich zu einem Reisenden gesellte, ihn durch die Zimmer führte, ihm die Geschichte der darin befindlichen Wahnsinnigen erzählte, und mancherlei zum Theil rührende Anmerkungen über ihren Zustand machte. Endlich kamen sie an ein Gitter, durch welches man einen hef-

tig wüthenden sahe. Sie blieben vor demselben stehen, und der Unbekannte fing in einem mitleidigen Tone zu dem Reisenden an: „Hier, mein „Herr, sehen Sie den allerunsinnigsten des ganzen Hauses. Er bildet sich ein, er sei Alexan„der der Große, und doch ists unmöglich, daß „er es sei: denn ich bin Philipp von Mace„donien, und weis gewiß, daß er nicht mein „Sohn ist.“

Aehnliche Geschichten haben sich in einer großen Anzahl wahrscheinlich in jedem Irrenhause ereignet, und werden auch jedem, der sich in einem herumführen läßt, erzählt. In dem hiesigen fiel vor ein paar Jahren folgende vor. Der Geheime Rath H** besahe es in einer Gesellschaft von Fremden. Es gesellte sich ein Mann in einem grünen Rocke zu ihnen, den sie für einen Officianten des Hauses hielten. Der Geheime Rath fragte ihn nach einigen Dingen, und er gab einen sehr richtigen Bescheid. Darauf sprach er von den Wahnsinnigen, von ihrem Unglück, von den sonderbaren Ideen, die sich manche machten, und von der großen Schwierigkeit, da einen zu heilen, wo er durch die Tollheit

heit der übrigen noch mehr angesteckt würde. Er ließ sich auf verschiedene einzelne Fälle ein, und sprach mit eben so vielem Gefühl als Beobachtungsgeist. Endlich kamen sie in ein Zimmer, wo ein Mensch sich mit kleinen Tischlerarbeiten beschäftigte. „Dieser hier, fing der Mann „im grünen Rocke an, baut Schiffe, mit denen „ich die Sache der Amerikaner zu unterstützen „denke. Denn ob ich mich gleich noch nicht öffentlich für sie erklärt habe: so müssen Sie „wissen, ich bin ihr Freund, und will sie bis auf „den letzten Blutstropfen beschützen. Freiheit „ist das höchste Gut des Menschen, und England „beleidigt die Gesetze der Menschheit, wenn es „seinen Colonien dies köstliche Geschenk Gottes „rauben will u. s. w.

Dies Nebeneinanderseyn richtiger und verwirrter Ideen in einem und demselben Kopfe ist seltsam, und eben deswegen hat mir von jeher ein Mann desto merkwürdiger geschienen, der jetzt in dem Charitehause lebt.

Es ist derselbe ein Candidat des Predigtamtes gewesen, und mag jetzt ohngefähr fünf und funfzig Jahre alt seyn. Er hat eine große Menge

hübscher Kenntnisse, vornehmlich in der Philosophie und einigen theologischen Wissenschaften. Er spricht mit vieler Fertigkeit lateinisch und versteht, neben der französischen, auch etwas von der englischen Sprache. Sein Gedächtniß ist so gut, daß er in demselben noch Kenntnisse wieder findet, die er vor dreißig Jahren eingesammlet hat, ohnerachtet er seit einer geraumen Zeit kein wissenschaftliches Buch in Händen gehabt hat. Ueber Gegenstände des gemeinen Lebens und der Gelehrsamkeit ist sein Urtheil treffend, und nicht selten scharfsinnig und fein; selbst weis er einer Frage, die ihm unvermuthet kommt, so geschickt aus zu weichen, daß er sich nicht leicht den Verdacht der Unwissenheit zu zieht. Um nicht blos im allgemeinen über ihn zu urtheilen, will ich ein paar einzelne Fälle anführen, die dies bestätigen können.

Ich fragte ihn einst, was doch wol der nächste Beweggrund gewesen sei, warum die Fürsten in dem eilften Jahrhundert mit einem so übertriebenen Eifer die Kreutzzüge nach dem gelobten Lande angestellt hätten. „Die nächste Veranlassung, antwortete er, war wol die Predigt

„des

„des Einsiedlers Peter, der von Provinz zu Pro=
„vinz zog, und die Fürsten samt dem gemeinen
„Volke aufboth, in die Gegenden zu ziehn, wel=
„che einst der Schauplatz der wichtigsten Bege=
„benheiten gewesen waren, und sie der Herrschaft
„der Ungläubigen zu entreißen. Es konnte sei=
„ner Aufforderung um so weniger an Nachdruck
„fehlen, da das menschliche Gemüth von Natur
„Ehrfurcht und Neigung für solche Unterneh=
„mungen hat. Der gesammten Christenheit
„muste es doch nahe gehen, daß die Oerter, an
„welchen einst so viele Wunder geschehen waren,
„welche Christus selbst durch sein Leben und sei=
„nen Tod geheiligt hatte, jetzt von Ungläubigen
„bewohnt würden, die sie entweihten. Es schien
„daher ein sehr verdienstliches Werk zu seyn, den
„wahren Glauben wieder da einzuführen, wo er
„zuerst gepredigt worden war. Aus eben dem
„Grunde hatte man auch sonst Wallfarthen nach
„dem heiligen Grabe angestellt, weil man damit
„seine Sünden zu büßen und einen gewissen An=
„theil an der Seligkeit zu erwerben hofte. In
„dem eilften Jahrhundert kam noch ein Haupt=
„umstand hinzu, diese Meinungen bis zu einem

„allgemeinen Enthusiasmus zu verstärken; weil „man vermuthete, daß das Ende der Welt na- „he sei; denn es wurde vorausgesetzt, daß die „tausend Jahre, von denen Johannes in der „Offenbarung redet, nun erfüllet wären. Die „Fürsten glaubten daher, daß sie einen sichern „Gewinn hätten, wenn sie ihr weltliches Reich, „das ohnehin bald aufhören würde, verließen, „und sich mit dem Zuge nach dem gelobten Lande „einen Antheil an ewiger Herrlichkeit verdienten. „Es ist ja auch bekannt, daß ganze Concilien „eben dieser Meinung waren, und den Creutz- „fahrern eine große Verdienstlichkeit zuer- „kannten."

Eben so richtig urtheilte er auch über die heil- samen und schädlichen Folgen, welche die Creutz- züge für Europa gehabt haben, und legte dabei hauptsächlich ein großes Gewicht auf die genaue Verbindung, welche dadurch zwischen den Mor- gen- und Abendländern wäre hergestellt worden. Einige andere male brachte ich ihn auf die Strei- tigkeiten über die Lehre von der besten Welt; und er war sogleich bereit, einen kurzen Auszug aus Leibnitzens Theodicee vorzutragen. Sein

Ausdruck ist dabei immer edel, wie ich denn größtentheils hier seine eigenen Worte angeführt habe. Oft gelingt es ihm sogar witzig zu seyn, und im Disputiren verfolgt er sehr richtig den Faden der Gedanken, wenn nur die Einwürfe selbst nicht außer der Sphäre seiner Kenntnisse liegen.

Dieser bis jetzt geschilderte Mann glaubt aber, trotz aller seiner sonst anscheinenden Vernunft, er sei Primas, das heißt, der erste Herr in der Welt, von dem alle regierende Herrn in allen vier Theilen der Erde abhängen. Der einzige, den er, doch nur in Religionssachen, über sich erkennt, ist der Pabst, den er aber jederzeit selbst einsetzen muß. Er hat auch, seinem Vorgeben nach, in der ganzen weiten Welt alles regulirt, alle Wissenschaften, alle Stände, alle Beschäftigungen des Lebens festgesetzt, und wacht über die Ordnung in allen Reichen.

Mit dieser seiner Hauptidee hängt ein unabsehbares Heer anderer Meinungen zusammen, die alle so genau zu einem Systeme mit einander vereinigt sind, daß nirgends ein Widerspruch und eine Lücke anzutreffen ist, worüber er nicht Auskunft

zu geben wüßte. Ja, wenn ich mir einen Menschen denke, der gesunde Vernunft, aber gar keine Kenntnisse der Philosophie, der neuern Geschichte und der politischen Verfassung der Staaten hätte: so bin ich überzeugt, daß derselbe ohne alle Umstände das ganze System von Hirngespinnsten für Wahrheit annehmen würde.

Es würde ein Buch werden, wenn man alle seine eigenthümlichen Meinungen aufschreiben wollte. Einige der sonderbarsten will ich indessen doch hersetzen, weil der Mann vielleicht in der Welt nicht seines Gleichen hat.

Er glaubt, daß nicht alle Menschen sterben; sondern daß viele blos civiliter zu leben aufhören, das heißt, „sie treten hier von der Schau„bühne ab, und überlassen ihr Amt, ihre Besiz„zungen und ihre jetzigen Rechte anderen. Hier„auf gehen sie entweder in fremde Länder, oder „sie suchen einen Aufenthalt in der Erde, wo sie „Häuser und allerlei Bequemlichkeiten haben. „Diese unterirdische Wohnungen liegen zum Theil „sehr tief, einige derselben sind indessen so nahe „an der Oberfläche der Erde, daß die Einwohner „ohne sonderliche Mühe wieder hervorkommen

„kön=

„können. Die Klosterleute sind größtentheils „alle alte Männer, die schon einst in der Erde „gewesen und wol zu verschiedenen malen wieder „herauf gekommen sind.

„Auf diese Art ist es möglich, daß es Leute „giebt, die tausend und mehrere Jahre alt sind; „und mit diesen hat es denn folgende Bewandniß. Wenn jemand dreihundert Jahre dies „Leben genossen, und etwa in einem Amte gestanden hat; so muß er der jüngern Nachkommenschaft Platz machen. Er verliert alsdann einen Theil seiner Rechte, und verliert immer „mehr davon, je älter er wird. Wer vierhundert Jahre alt ist, darf keinen Antheil mehr an „Weltgeschäften haben, und wenn er sich über „der Erde aufhält; so muß er sich mit einem mittelmäßigen Auskommen begnügen. Ein fünfhundertjähriger Fürst wird als ein Edelmann angesehen, ein sechshundertjähriger als Bürger, „und ein siebenhundertjähriger, als ein Heiliger, „(nicht wegen der Frömmigkeit, sondern wegen „des Alters) und muß in der Erde wohnen *).“

*) Alle diese Dinge stehen, seiner Meinung nach, im Cor.

„Da nun mit einem hohen Alter so viele Un„annehmlichkeiten zusammenhängen, so gehen „manche Leute in ein fremdes Land, wo man ihr „Alter nicht weis, z. E. nach China oder nach „Amerika. Andere wissen auch Mittel, wieder „in Mutterleib zurück zu kehren, und aufs neue, „als kleine Kinder, hervorzukommen. Es giebt „auch boshafte Menschen, die einen andern, oh„ne seine Einwilligung auf diese Art wieder klein „machen; doch bestimmen die Gesetze dafür eine „Schadloshaltung, so daß jemand, der neunmal „klein geworden ist, die Rechte neugeborner Kin„der hat.“

„Wenn ein Heiliger, das ist einer, der über „sieben hundert Jahre alt ist, ein Jude wird, so „kann er eine längere Zeit auf der Erde geduldet „wer=

Corpore juris, und er citirt darüber folgende Gesetze. Princeps quadringentenarius (vel quisque quadringentenarius) non debet amplius promoueri, et si supra terra sit, mediocrem circumstantiam habere. Quingentenarius princeps debet vt nobilis considerari. Sexcentenarius princeps debet vt ciuis considerari. Septingentenarius vt sanctus (non ob pietatem, sed ob aetatem) considerari et in terram seponi.

„werden, weil die Juden nach ihrer bürgerlichen „Verfassung die Rechte der jüngern Nachkom„menschaft nicht beeinträchtigen, indem sie keine „öffentlichen Aemter bekleiden, keine Aecker ha„ben, und keine Gewerbe treiben.

„Noch giebt es ein Mittel, um sich jung zu „erhalten, welches unter allen am schönsten aus„gedacht ist, dessen sich aber nur ein mächtiger „Regent bedienen kann. Dies Mittel besteht „darin, daß ein gewisser Zeitraum wiederholt „wird. Damit hat es folgende Bewandniß. „Wenn z. B. ein Herr von 1600 bis 1650 regiert „hat, und nun wieder funfzig Jahre jünger seyn „will: so setzt er alles wieder genau in den Zu„stand, in welchem es im Jahr 1600 war. Alle „Begebenheiten folgen wieder eben so, wie sie „damals auf einander folgten. Die Calender „werden wieder, wie das vorige mal, gedruckt, „und alles ist so genau, wie es schon einmal ge„wesen ist, daß niemand die erste Zeit von der „Wiederholung unterscheiden kann. Weil indes„sen diese Repetition der Zeit nicht in allen Län„dern der ganzen Welt geschieht: so kommt es „daher, daß die Zeitrechnung der Völker nicht

„genau harmonirt, und überhaupt entstehen dar„aus viele Widersprüche und Dunkelheiten in „der Geschichte.“

Auf der Voraussetzung dieser Meinung beruhet nun seine Erzählung von seiner eigenen Lebensgeschichte. Es ist kürzlich folgende: „Der „Kaiser Friedrich der Sechste war sein Vater, „und ließ ihn früh in allen Wissenschaften unter„richten. Er reisete in seinem funfzehnten oder „sechzehnten Jahre auf allen Universitäten um„her und disputirte mit den gelehrtesten Män„nern seiner Zeit, wodurch er sich einen großen „Ruhm erwarb. An den Höfen wurde er eben„falls nicht blos seiner Geburt, sondern auch „seiner Kenntnisse wegen sehr geschätzt, so daß „ihn die regierenden Herrn fast alle an Kindes „Statt annahmen, und er endlich einmüthig zum „Primas ernannt wurde. Er ist nachher der „Kaiser Leopold der erste gewesen und hat auch „sieben Jahre Franz der erste geheißen.“

„Jetzt ist er dreihundert Jahre alt, ohne die „Zeit zu rechnen, die er wiederholt hat. Er „stellte aber solche Wiederholungen nicht an, um „wieder jünger zu seyn; sondern weil er in vie-

„len

„len Ländern fand, daß man die Geschichte die-
„ser oder jener Regierung nicht recht wuste, und
„deswegen bei verschiedenen Rechtsfällen in un-
„schlichtbare Streitigkeiten gerieth. Als er nun
„damit beschäftigt war, alle Völker, nach ihrer
„ganzen Verfassung, zu reguliren: so fand er es
„für das rathsamste, solche Epochen zu wieder-
„holen, und damit allem Streite ein Ende zu
„machen."

Diesem hohen Range und Ansehn gemäß be-
trägt er sich nun auch, so viel er es kann. Man
muß ihn schlechterdings den Primas nennen,
wenn man eine Antwort von ihm erwarten will.
Er spricht von sich selbst nicht anders, als durch
wir, und redet jeden in einem Amte stehenden
Mann in der dritten Person an; wen er aber ein
wenig unterscheiden will, von dem spricht er mit
Nennung seines Charakters oder Namens z. E.
der Herr Schulz, oder der Herr Prediger wird
wohl thun u. s. w. Gemeine Leute nennt er Ihr.
Ohnerachtet er nicht alle die Bequemlichkeiten
des Lebens genießt, die er wünscht: so nimmt er
doch nicht leicht ein Geschenk an, man müste es
ihm denn unter irgend einem Vorwande geben,

z. E. daß man es noch von alten Zeiten von ihm in Verwahrung habe, oder daß sein geheimer Cämmerer es ihm schicke.

Selbst wenn man ihm eine Tasse Caffee vorsetzt; so verlangt er das nicht umsonst, sondern giebt dafür sogleich eine Anweisung auf zehn und mehrere Thaler. Hier ist eine solche, wie ich nach und nach mehrere erhalten habe:

„Se. Excellenz Unser Allergetreuster Lieber „Cammerpräsident, der Herr Steinmetz soll „an Unsern Allergetreusten Lieben hiesigen lu„therischen Erb-Abtei-Prediger Zöllnern — — — 10 Rthlr. „auf Unsere Rechnung gegen diese Unsere „Quitung auszahlen. Also geschiehet unser „Allergnädigster Wille und Meinung. Ge„habt Euch wohl! Wir bleiben Euch aller„gnädigst gewogen. Leopoldus Franciscus D. „Gr. P. T. Clemens XVI. P. M. R. S. R. E. C. „P. Primas et P. Germ. etc. P. T. Pr. et P. Pol. „I. R. H. Archiep. Magd. Rex Borussorum etc. „M. D. H. Pr. El. Brand. *) Abbas Leopolden„sis

*) Die abgebrochenen Wörter und Buchstaben bedeuten.

„ſes Haereditarius etc. etc. Gegeben in Unſe„rer Allergetreuſten Lieben Erbabtei Leopolds„berg. den 4. Jan. 1781.

Er glaubt indeſſen nicht, daß er jetzt die Rechte und Vorzüge eines Primas wirklich genieße; ſondern hat, wie er ſich ausdrückt, jetzt einen kleinen Umſtand, welcher aber blos auf ſeine Person geht, dagegen er ſeine Macht, überall zu gebieten, ohne Einſchränkung ausübt. Und hiermit verhält es ſich alſo:

„Als er nur eine ganze kurze Zeit regiert hat„te, ſo fanden verſchiedene boshafte Menſchen „Mittel, ihn klein zu machen. Während dieſer „Zeit war eine Anarchie auf dem Erdboden, wo „jeder that, was ihn gelüſtete. Die alten Herrn „kamen aus der Erde hervor, beherrſchten die „Reiche unter neuen Namen, und unterdrückten „die

ten. Dei Gratia pro tempore Clemens XVI Pontifex Maximus Romanorum, Sacrae Romanae Eccleſiae Cardinalis Primus, Primas et Patriarcha Germanorum, Primas et Patriarcha Polonorum, Imperator Ruſſorum Haereditarius, Archiepiscopus Magdeborgenſium, Magnus Dux Hetruriae, Princeps Elector. Br. Dies iſt indeſſen bei weitem nicht der vollſtändige Titel.

„die jüngere Nachkommenschaft. Herodes z. B. „wurde Pabst, ein Meklenburgischer Fürst wur„de Kaiser in China, und Alexander der Große „las Collegia in Marburg. Der Primas war „ein Kind, und muste diesem Unwesen zusehen, „ohne es steuren zu können. Als er aber zum „zweitenmale wieder zu männlichen Jahren ge„langte: so reiste er wieder auf den Universitä„ten umher, und lehrte vornehmlich das Recht; „aber auch alle übrigen Wissenschaften. Da„mals schrieb er auch sehr viele weitläuftige „Werke, die er verschiedenen Gelehrten überließ, „damit sie sie unter ihrem Namen herausgeben „und sich berühmt machen möchten. Sämtliche „Schriften, die Wolfen, Hugo Grotius, und „andern zugeschrieben werden, sind von ihm. „Die Opera des Alphonsus a Tostata, welches „dreizehn Folianten sind, schrieb er zu Coimbra „in zwanzig Tagen.

„Nachdem er sich nun wieder in der ganzen „Welt Ansehn und Anhang erworben, auch seine „Rechte bewiesen hatte; so gelangte er wieder zu „der Primatur, und verlor sie in kurzer Zeit „aufs neue, weil man ihn abermals klein machte.

„Dies

„Dies Schicksal hat er nun neunmal erlebt, und „während der letzten Periode seiner Kindheit ha= „ben sich vornehmlich so viele alte Römer und „alte Maynzer Herrn der Reiche und Thronen „bemächtigt, daß er bis jetzt noch nicht im Stan= „de gewesen ist, sie alle wieder in ihre Erdreviere „zurück zu bringen. Er arbeitet aber daran un= „ablässig und läßt zu diesem Ende täglich eine „große Menge Verordnungen an alle Höfe erge= „hen. Sobald nur erst alle die Usurpatoren ge= „dämpft sind, so wird er dann seinen völligen „Umstand genießen, und das Ansehn der Gesetze „auch in dem kleinsten Punkte aufrecht er= „halten.“

„Das Charite=Haus ist seine Erbabtei Leo= „poldsberg, die er selbst erbaut hat. Die Ge= „schichte dieser Erbauung ist sehr lustig; aber „eben so weitläuftig. Jetzt halten sich hier lau= „ter alte Leute auf, die zum Theil über tausend „Jahre haben, und Päbste, Kaiser, Könige, „Fürsten, Aebte und Professoren gewesen sind. „Er selbst wohnt auf einer Stube mit neun und „oft mit mehrern Männern zusammen, welche „alle Päbste gewesen sind.

„Die

„Die Gesetze haben bestimmt, daß alle diejenigen, welche eigentlich unter der Erde wohnen „sollten, wenn sie über derselben sind, dem Pri„mas schaden müssen. Es sollte dadurch die „gute Absicht, den Primas von aller Nachsicht „gegen sie abzuhalten, befördert werden. Er „aber leidet nun unschuldig, weil es bis jetzt „nicht in seiner Macht gestanden hat, die alten „Leute, die ihn in der Erbabtei gefangen halten, „zu überwältigen. Dieser Zeitpunkt wird indes„sen bald erscheinen, denn es sind darüber be„reits viele tausend Verordnungen ergangen.

Seine Strafen, die er, nach den Gesetzen, den Verbrechern zuerkennt, sind zum Theil sehr sonderbar. Eine der merkwürdigsten ist die Versteinerung. „Einem solchen Missethäter werden „täglich unter alle Speisen und Getränke zu „Mehl geriebene Steine gemischt. Diese Steine „setzen sich nach und nach in den feinsten vom „Herzen am weitesten entfernten Gefäßen an, „und versteinern allmälig die äußern Theile, bis „das Herz endlich selbst Stein wird, und dann „die Bildseule da steht. Es ist daher nicht zu „verwundern, daß in so vielen Statüen der Aus-

„druck

„druck des Lebens so vortreflich ist. Sie sind „auf diese Art gemachte Versteinerungen, und „nicht Werke des Künstlers. — Wer an Gelde „gestraft wird, muß selten unter einer Million „Thaler bezahlen, und manches leichte Verbre„chen wird mit hunderttausend Millionen ge„büßt.“

Er lieset fleißig die Zeitungen, und räsonnirt gewöhnlich ziemlich richtig über die Staatsangelegenheiten in Europa. So hat er z. B. lange vorher gesagt, daß Frankreich und Spanien den Zeitpunkt des amerikanischen Kriegs ergreifen, und sich gegen England mit den Colonien vereinigen würden. Auch daß England den Holländern Krieg ankündigen würde, sagte er über ein Jahr vorher. So leicht dergleichen Conjecturen zu machen sind, so gelangt er doch dazu auf eine außerordentliche Weise. „Er hat nemlich ein „Mittel mit entfernten Personen in und über der „Erde zu sprechen. Er nennt das conferiren, „und das geschieht vermittelst geheimer Kräfte, „oder wie er sich ausdrückt, durch die Kunst.“

Da es nach der Natur der Seele so schwer ist, sich gehabter Phantasien wieder zu erinnern,

wie

wie schon das Sprüchwort sagt: ein Lügner muß ein gutes Gedächtnis haben: so ist sein Gedächtnis um so mehr zu bewundern. Er erzählt alle seine Begebenheiten immer bis auf den kleinsten Umstand einerlei. Er citirt aus dem Kopfe eine ganze Menge selbst gemachter Gesetze, die aber alle im Corpore Juris stehen sollen, fast immer mit denselben Worten. Ja, wenn er von ohngefähr einen Fremden sieht, und etwa sagt, er sei dieser oder jener Fürst, und sei ihm schon bekannt: so nennt er ihn nach einem Jahre gewiß eben so, und erzählt dieselben Umstände ihrer ehemaligen Bekanntschaft. Wenn er eine Predigt gehört hat — und er versäumt nicht leicht eine — so weis er den Inhalt derselben genau zu wiederholen, und erinnert sich oft noch, was das Jahr zuvor über eben den Text gepredigt wurde.

Noch merkwürdiger, als die Stärke seines Gedächtnisses, sind die Züge seines Charakters. Es pflegt sonst eine allgemeine Regel zu seyn, daß die Begierden aller derer Leute, die am Kopfe gelitten haben, bis zur Wuth heftig sind. Bei ihm findet das Gegentheil statt. Er ist der

sanfteste Mann, den man sehen kann. Nie habe ich ihn in Zorn gesehen, ohnerachtet ihm, nach seinen Begriffen, immerdar die bittersten Kränkungen zugefügt werden. Wenn man ihm widerspricht; so fängt er ruhig an, die Wahrheit seiner Meinung zu beweisen, und wenn auch seine Gründe nichts fruchten; so sucht er lächelnd durch eine Wendung auf ein anderes Gespräch zu kommen.

Er ist einer von den ruhigsten Einwohnern des Charitehauses. Selbst wenn sich andere streiten, sucht er sie durch sanftmüthige Vorstellungen zu besänftigen. Er führt wol sogar, um andere zur Geduld und Langmuth zu bewegen, sein eigenes Beispiel an, daß er nicht mißmuthig werde, ohnerachtet man ihm so große Vorzüge vorenthielte.

Der stärkste Beweis von seinem sanften Charakter ist ohnstreitig der, daß er nie gegen die, welche er für seine eigentlichen Hofleute und Bedienten hält, wenn er sich auch noch sehr von ihnen vernachläßigt und beleidigt dünkt, auf weiter eine Strafe denkt, als die die Gesetze bestimmen, und daß er es auch dabei noch für billig hält, die Strenge des Rechts zu mildern. Ge-

wöhnlich giebt er in einem solchen Falle eine Verordnung, wie folgende, die er eben, da ich dies schreibe, ausgefertigt hat.

„Mandatum XXXVI *) Nachdem unser „hiesiger Römer *Gendler* Unsere Stube dergestalt heiß, drei Nächte hinter einander vltro„neo eingeheitzt hat, daß Wir, zumal in die„ser Nacht, fünfmal haben aufstehn müssen, „und nicht im Bette haben bleiben können; er „auch den geheimen Auftrag hat, daß er Un„sere Allerhöchste Person verbrennen soll: So „soll derselbe in seinen Erd-Arrest gebracht, „und bestraft werden.“

Er ist überdies so höflich und gefällig, daß er im ganzen Hause geschätzt und geliebt wird. Und ob er gleich nie gegen seine Würde handelt,

so

*) d. i. die 36ste Verordnung dieses Tages; denn er schreibt ununterbrochen, und läßt sichs dabei recht sauer werden. Of schreibt er Befehle von sechs, acht und mehrern Bogen, und um Raum zu ersparen, schreibt er die Worte eines noch so langen lateinischen Gesetzes blos mit den Anfangsbuchstaben, lieset sie aber so fertig, als stünden sie ganz da.

so zeigt er doch auch gegen den Geringsten eine Herablässung, die genau in ihren Grenzen bleibt. Wenn er nur im mindesten glaubt, irgend jemanden beleidigt zu haben, so bemüht er sich, es wieder gut zu machen, und giebt auf jeden kleinen Umstand Achtung, um nicht unhöflich zu scheinen.

Ihm scheint nie etwas ungewöhnlich oder außerordentlich, denn er weis alles auf der Stelle aus seinem System zu erklären. Ich hatte davon vor etlichen Monaten einen merkwürdigen Beweis. Ich predigte eines Sonntags Nachmittag in dem Betsale der Charite, und redete gleich im Eingang davon: „daß die Menschen nicht selten glaubten, schon die Vorschriften der Sittenlehre erfüllt zu haben, wenn sie nur nicht den Namen eines ehrlichen Mannes verscherzten. Gewöhnlich gäben sie aber auch diesem Namen noch eine so eingeschränkte Bedeutung, daß sie schon einen hinlänglichen Anspruch darauf zu haben glaubten, wenn sie nur nicht offenbare Laster, Diebstal und Raub und dergleichen begingen.“ Gerade der Canzel gegen über saß ein junger Mann, der sehr gut ge-

kleidet war, und ein paar Knaben neben sich sitzen hatte, für deren Führer ich ihn hielt. Dieser hatte bis zu der angeführten Stelle sehr aufmerksam zugehört; nun aber stand er auf, trat mit einem trotzigen Anstand vor die Kanzel hin, und sprach lauter, als ich selbst: „Herr, was haben Sie gegen meine Ehrlichkeit einzuwenden? Womit wollen Sie beweisen, daß ich nicht ein ehrlicher Mann bin?“ Da ich ihn noch immer für den Führer der beiden jungen Leute hielt, so fürchtete ich, daß sich der arme Mann vielleicht bei dieser Gelegenheit auf die Zeit seines Lebens unglücklich machen könnte. Ich hielt es daher für das beste, ihn zu beruhigen, ohne einen weitern Aufstand zu erregen. Ich versicherte ihn, daß ich ihn nicht kenne, folglich auch gegen seine Ehrlichkeit nichts einzuwenden haben könnte, daß ich nur im allgemeinen darüber gesprochen habe, und es sich aus der Folge meiner Betrachtungen ergeben würde, wie ich auf diese Reihe von Vorstellungen gekommen wäre. „Nun, denn ists gut“, antwortete er, und nahm seinen Platz wieder ein. Unter der Gemeinde war indessen ein Murren entstanden,

den, daß ich auch diese, ruhig zu seyn, und sich in ihrer Andacht ferner nicht stören zu lassen, bitten muste.

Nach der Predigt fand sichs, daß der arme Mann schon ehedem einen Anfall von Wahnsinn gehabt hatte, sich aber nun in einer Armenanstalt befand, wo er sich seit einer geraumen Zeit ordentlich betragen hatte. Man hatte ihm auch deswegen erlaubt, frei umher zu gehn, bis ihn jetzt auf einmal seine alte Furcht, daß man ihm, wegen eines Verbrechens, nach dem Leben stünde, wieder ergriffen hatte.

Von ohngefähr sprach ich gleich nach dem Gottesdienst den Primas, und fragte ihn, warum er denn in der Kirche so ganz ruhig gewesen wäre, da mir der Mensch eingeredet hätte, und was er wol von dem Vorfall meinte? „Wir haben, antwortete er, diesem Unsern Geheimen Audienzrath den Befehl gegeben, dafür zu sorgen, daß der Herr Prediger, der schon über siebenhundert Jahre alt ist, und also kein öffentliches Amt mehr bekleiden kann, seine Stelle niederlege. Er hat diese unsere Willensmeinung durch seinen Widerspruch öffentlich an den Tag

legen wollen. Diese Absicht war gut und pflichtmäßig; allein das Mittel war nicht schicklich; denn es steht ausdrücklich in dem Rechte eine schwere Strafe darauf, wenn jemand den Gottesdienst stöhrt.“

Von seiner eigentlichen Lebensgeschichte habe ich, leider! nichts zusammenhängendes erfahren können. Liebe und Stolz wirkten beide bei ihm den ersten Anfall des Wahnsinns. Wie aber sein Geist nach und nach bis zu diesem Zustande über gegangen ist, weis ich nicht; denn man hat ihn von jeher zu wenig beobachtet. Merkwürdig ist es indessen, daß er ehedem wüthend gewesen ist, und daß er doch selbst dabei so wenige von seinen Kenntnissen vergessen hat, und sich seines Aufenthalts im Irrenhause noch erinnert.

In dem nächsten Theile werde ich fortfahren, einige Beobachtungen dieser Art, mitzutheilen.

Reflexionen über eine Anekdote.

In Winkelmanns Briefen an einen seiner Freunde, in den Jahren 1756 bis 1768, S. 156 des ersten Theils, fand ich folgende Anekdote:

„Ein Schuhflicker in Dresden *) ließ sichs „einfallen, die astronomischen Rechnungen zu „lernen. Er kaufte des La Hire übersetzten Ta„bellen, und hat der Akademie zu Petersburg „und zu Berlin in dieser Holzhackerarbeit große „Dienste gethan. Zu meiner Zeit ließ er in „Dresden Calender drucken, und trug dieselben „in den Dörfern umher. Da er gedachte Tabel„len wohl studirt hatte, kam ihm das Verlangen „an, den Verfasser zu sehen. Er machte sich auf „und ging nach Paris, wo er in seiner Herberge „nach La Hire fragte, welchen kein Mensch

 „kann-

*) Wahrscheinlich meint W. den bekannten Schuhmacher, der sich zuletzt in Leipzig aufhielt, und dessen Leben Herr Prof. Bernoulli in seinen Nouvelles litteraires erzählt.

„kannte. Er gerieth hierüber in solchen Unwil=
„len, daß er sogleich von Paris wieder nach
„Dresden ging. La Hire war aber schon eini=
„ge Jahre gestorben.“

Winkelmann erzählt diese Anekdote als ein Beispiel, daß ein großer Mann, der sich die Achtung der halben Welt erworben hat, oft in dem Orte seines Aufenthalts sehr unbekannt seyn könne, wenigsten bei der größten Anzahl derer, die neben ihm wohnen. Winkelmann selbst war in Rom nicht auszufragen gewesen, und sein Freund hatte lange vergebliche Mühe angewandt, um in Paris die Wohnung des Kupferstecher Wille zu erfahren. Daß der Schuhmacher in seiner Herberge keine Nachricht von La Hire bekam, daß der üppige Römer nichts vom Altertumsforscher Winkelmann wuste, und daß Willens Wohnung dem größesten Theile der Pariser sehr gleichgültig war, wundert mich gar nicht. Was geht der Astronom die Leute im Wirthshause an, die vielleicht den Namen der Astronomie nie nennen hörten? Was fragt der Italiäner, der sich begnügt, schöne Denkmäler der Kunst in seinen Mauren zu wissen, nach dem

Manne, der sie erklärt? Und was kümmert sich der Franzose, der von der Opera auf den Ball und vom Pontneuf in die Comödie flattert, um den Künstler, der mit seinem Grabstichel Wunder thut? Aber daß es Leute giebt, die auf Kenntnisse und Geschmack Anspruch machen, und Jahre lang an Oertern leben, wo sie täglich die berühmtesten Männer sehen könnten, und nicht ein einziges mal daran denken; daß sie dem Fremden, der nach ihren vornehmsten Dichtern, Predigern, Künstlern fragt, kaltblütig antworten können: ich habe den Dichter nicht gelesen, den Prediger nicht gehört, die Schöpfung des Künstlers nicht gesehen, — das ist ohngefähr eben so seltsam, als daß es Männer giebt, die jährlich eine beträchtliche Summe auf Bücher wenden, und keines lesen.

Vielleicht waren auch Winkelmann und Wille in Rom und Paris weniger bekannt, weil sie Ausländer waren, in mancher deutschen Stadt würde man sie nicht gekannt haben, weil sie Deutschen wären. Was soll man dazu sagen?

Ich komme wieder zur Anekdote zurück! Bei Gelegenheit des Schuhflickers fiel mir ein, daß ich es doch erklärt zu sehen wünschte, warum sich gerade unter den Schuhmachern so viele auf Wissenschaften legen, und es darin oft weit bringen. Schon zu Phädrus Zeiten muß das gewöhnlich gewesen seyn; denn er läßt den Mann, der die Medicin im Verborgenen macht, auch einen Schuhflicker seyn:

Malus *cum* sutor *inopia deperditus*

Medicinam ignoto facere coepisset loco etc.

Das ne sutor vltra crepidam giebt ohngefähr einen ähnlichen Wink, und in den neuern Zeiten ließe sich eine beträchtliche Anzahl von Beispielen dieser Art zusammen zählen. Wer kennt nicht den unsterblichen Namen eines Hanns Sachs, der freilich

„zwar manch unschuldig Wort
gerecket wie das Leder";

aber doch unter seinen Zeitgenossen immer einen Dichter vom höchsten Range vorstellt? Wer kennt nicht Jacob Böhme, diesen Mann, der den gelehrtesten Männern seiner Zeit ein Räthsel war? Der berühmte Benedict Balduin war

eines Schuhmachers Sohn, und hatte das väterliche Handwerk gelernt. Er wurde nachher der geschätzteste Lehrer zu Amiens, und schrieb ein sehr gelehrtes Werk über den Schuh der Alten. Die vornehmsten der Qaukerischen Gemeinde zu Danzig waren zwei Schuster. Und welche Entdeckungen haben wir nicht in der Chemie diesen Handwerksgenossen zu danken! Der Erfinder des Bononischen Phosphors z. E. war ein Schuster zu Bologne, Namens Casciorolo. Der Schuster in Leyden, dessen Leibnitz gedenkt, war zwar kein Gelehrter, aber er hatte doch sein Vergnügen am gelehrten Kriege. Wenn auf der Universität zu Leyden disputirt wurde, so fand er sich allemal dabei ein. Endlich fragte ihn jemand, der ihn kannte, ob er denn lateinisch verstünde? „Nein, sagte er, und ich will mir auch nicht die Mühe geben, es zu lernen." Warum kommt Er denn in den Hörsal, wo man nichts als lateinisch spricht? „Weil ich mein Vergnügen daran habe, die Streitigkeiten zu beurtheilen." Wie kann Er denn darüber urtheilen, wenn Er nicht weis, was gesagt wird? „Ich habe ein

ande-

anderes Mittel, zu beurtheilen, wer Recht hat." Und welches? „Ja, wenn ich sehe, daß einer verdrießlich und böse wird, so schließe ich daraus, daß er keine Gründe mehr hat." — Göz hat in seinen selectis ex historia litteraria ein ganzes Capitel mit Nachrichten von gelehrten Schustern angefüllt, welches um mehr, als die Hälfte, vermehrt werden könnte.

Es verdiente wol einmal eine Untersuchung, wie gerade diese Leute zu den Spekulationen in den Wissenschaften kommen? Bei einem Gewerbe, welches mehrere Abwechselung der Arbeit, und vielleicht sogar einen genaueren Zusammenhang mit gewissen Fächern der Gelehrsamkeit hat, ist das viel weniger zu verwundern. Unter den Müllern z. B. giebt es aus diesem Grunde viele Mechaniker, die Orgeln, Uhren und andere künstliche Maschinen bauen. Auch wird unsere Frage nicht dadurch völlig erklärt, daß die sitzende Lebensart dem Geist Zeit genug übrig läßt, neben den Geschäften des Gewerbes, noch dem Nachdenken ob zu liegen. Wäre dies der einzige Grund; so müsten andere Handwerker ohngefähr

gefähr eben so viele Gelehrten unter sich aufweisen; und das ist nicht der Fall. Ob gleich auch dann und wann unter ihnen ein außerordentlicher Kopf sich bekannt macht. So hat noch vor kurzem in Franecker ein dasiger Wollkämmer, Namens Eise Eisinga, welcher von Jugend auf außerordentliche Neigung zur Mathematik und Mechanik hatte, und sie immer neben seinem Gewerbe trieb, ein bewundernswürdiges Kunststück vollendet. Es ist ein Planetensystem, welches die Lage und den Lauf der Planeten und der Sterne ganz genau anzeigt, nebst Quadranten für die Sonne und den Mond. Ein Uhrwerk von vier Rädern, welches alle acht Tage aufgezogen wird, bewegt die ganze Maschine, und zwar auf eine sehr künstlich versteckte Weise. Die große Kunst und Genauigkeit, welche allenthalben, auch im Aeußern, hervorblickt, ist um so mehr zu bewundern, weil der Urheber nie Gelegenheit hatte, viele mathematischen Bücher zu studiren, auch nicht einmal bei den einzelnen Theilen Hülfe haben konnte. Allein gegen diesen Eise Eisinga kann man sicher zehn Schuhmacher aufstellen.

Wer

Wer je La Hirens Tabellen in Händen gehabt hat, dem muß überdies Winkelmanns Anekdote ein willkommner Beweis seyn, wie viele Schwierigkeiten Entschlossenheit durch hartnäckigen Fleiß ausrichten kann. Solche Beispiele sollten wir nicht verloren gehen lassen, um sie denen entgegen zu setzen, die immer, ehe sie ein Geschäft unternehmen, erst fragen: ob es auch nicht zu mühsam seyn werde? Ohne Anstrengung hat der Mensch in der Welt äußerst wenig, und wer sie nicht scheut, findet Kräfte in sich selbst, die er kaum ahndete, so lange sie schlummerten. Der Schuster lernt La Hirens Tabellen verstehen, und berichtigt sie; und mancher Gelehrte schreckt vor einem a+b zurück, als sähe er Zauberfiguren!

Um La Hiren zu sehen, machte der ehrliche Schuhmacher einen Weg von Dresden bis Paris. Ein solcher Entschluß war des ersteren, die Tabellen zu studiren, würdig! In Wittenberg lebte einst ein Mann, der sich mit großem Eifer auf die Kräuterkunde legte. Eines Abends las er in einem Buche, daß eine sehr seltene Pflanze gerade um diese Jahrszeit auf den Alpen blühte.

Des folgenden Morgens schloß er sein Zimmer zu, und trat zu Fuße seinen Weg nach der Heimath jener Pflanze an. Niemand wuste, wo er geblieben war, und man hatte sich beinahe satt um ihn gekümmert, als er nach etlichen Wochen, seine Pflanzen in der Hand, wieder kam, und ganz ruhig erzählte, er sei botanisiren gewesen. Claudius Belurgerius hatte eine solche Liebe für den Homer, daß er ihn fast nie aus den Händen legte; er las ihn unzähligemale durch, und nahm ihn sogar mit sich in die Kirche. Hierüber wandelte ihn die Lust an, die Oerter zu sehen, von welchen der Dichter geschrieben hatte. Alle Gegenvorstellungen und Bitten seiner Freunde waren vergeblich. Er machte sich wirklich auf den Weg, ging zu Venedig zu Schiffe, fuhr nach Egypten, und wollte von da nach Asien reisen. In Alexandrien wurde er krank, und starb, ohne seine Begierde befriedigt zu haben. Man muß indessen nicht eben Gelehrter seyn, oder es seyn wollen, um eine Idee mit einer solchen Festigkeit zu fassen, und auszuführen. Auch in andern Ständen giebt es Beispiele davon. Es lebte vor einiger Zeit, und lebt

viel-

vielleicht noch, ein Mann beinahe mitten in Deutschland, der sich einige Jahre in London aufgehalten hatte. Die dasigen Hüte hatten ihm außerordentlich wohl gefallen, und er brachte sich einen Vorrath davon mit in seine Heimath. Nach etlichen Jahren waren seine Hüte abgetragen; er suchte allenthalben nach einer ähnlichen Sorte umher, und da er sie nicht fand; so nahm er Extrapost, fuhr nach London, kaufte sich einen Vorrath von Hüten, und kehrte zufrieden nach Hause zurück.

Diese Gabe, mit einem solchen Enthusiasmus einen Gedanken zu verfolgen, und sich durch keine Schwierigkeit davon zurückschrecken zu lassen, ist eine schätzenswerthe Eigenschaft dessen, der etwas Großes in der Welt ausführen will. Nur Schade, daß damit so selten reife Ueberlegung verbunden ist. Der Mann, der sich die Hüte aus London holte, dachte nicht daran, daß ihm ein Brief dahin weniger Mühe und Geld kosten würde; und unser Schuster hatte wahrscheinlich vergessen, zu fragen, ob La Hire noch lebte, und ob er mit dem Franzosen, dessen astronomische Tafeln er übersetzt gelesen hatte,

würde

würde sprechen können? Im Landprediger von Wackefield kommt eine ähnliche Scene vor, und ich finde, daß sie ganz nach der Natur gezeichnet ist. George Primrose reiset nach Amsterdam, um die Holländer Englisch zu lehren. „Der „Wind war gut, sagt er, unsre Reise kurz, und „nachdem ich meine Fahrt mit der Hälfte meiner „beweglichen Güter bezahlt hatte, befand ich „mich, als aus den Wolken gefallen, ein Fremd„ling in einer der Hauptgassen zu Amsterdam. „Unter diesen Umständen wollte ich nicht gern die „geringste Zeit vorbei streichen lassen, sondern „gleich meine Lectionen anfangen. Ich wandte „mich derohalben an zwei oder drei Personen, „die mir begegneten, und deren Aeußerliches mir „am meisten zu versprechen schien. Es war aber „unmöglich, uns einander verständlich zu ma„chen. Nur erst in diesem Augenblick fiel mirs „ein, daß, um die Holländer Englisch zu lehren, „ich nothwendigerweise erst von ihnen Holländisch „lernen müste. Wie ich dazu kam, eine so in die Au„gen fallende Schwierigkeit zu übersehen, ist mir „noch bis diese Stunde unbegreiflich, aber eben so „gewiß ist es, daß ich nicht daran gedacht hatte."

Barbarei in Deutschland,

zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Ohne das Licht der Wissenschaften, ohne eine ordentliche bürgerliche Verfassung, ist sich der Geist der Nationen beinahe überall gleich; wenn man nur das wenige abrechnet, was theils von dem Unterschiede des Clima, theils von ihrer besondern Lage abhängt. Um Rousseau und Monboddo zu widerlegen, dürfte man blos eine Vergleichung zwischen den Sitten verschiedener unpolicirter Völker anstellen; und es würde sich von selbst ergeben, wie wenig, bei ihrer Verfassung, Wohlfarth der Einzelnen möglich ist. Je ungebildeter ein Menschenstamm ist, desto eingeschränkter sind seine Begriffe von natürlichen Rechten. Weder das Eigentum der Einzelnen, noch selbst ihr Leben ist gesichert. Das Recht des Stärkern gilt am Ende immer statt aller Gesetze, und Funken des Gefühls, die dem Menschen natürlich zu seyn scheinen, werden

den durch die Situation, worin sie sich im rohen Zustande befinden, entweder niemals angefacht, oder ganz erstickt. Man fand es daher immer, als einen Zug der tiefsten Herabwürdigung unseres Naturgefühls, anmerkenswerth, daß bei den Wilden fast allgemein der Gebrauch herrscht, diejenigen, die durch Krankheit oder Alter unvermögend geworden sind, aus dem Wege zu räumen. Kinder, uneingedenk aller der Wohlthaten, die sie ihren Eltern schuldig sind, morden sie, wenn sie schwach werden, mit kaltem Blute, und empfinden nichts von dem Schauder, der den gesitteten Europäer, bei der bloßen Vorstellung einer solchen Scene, überfällt. So grausend indessen ein solcher Gebrauch ist, so läßt sich doch der Ursprung desselben sehr leicht aus der Verfassung der Wilden selbst erklären.

Robertson *) räsonnirt daüber sehr gründlich, wenn er sagt: „Dieser Gebrauch herrschte „unter den rohen Stämmen in allen Gegenden „des festen Landes, von Hudsons Bay an bis „an den La Plata-Strom; und so abscheulich „er auch jenen Empfindungen der Zärtlichkeit und

*) S. dessen Geschichte von Amerika. 1 Bd. 4. Buch.

„Ergebenheit vorkommen mag, die wir in poli=
„cirten Ländern für natürlich und uns angebo=
„ren halten: so wird doch der Mensch im Stan=
„de der Wildheit dazu geführt, und durch seinen
„Zustand bewogen, sich dazu zu bequemen.
„Eben die Beschwerlichkeiten und Schwierigkei=
„ten in Erwerbung der Unterhaltungsmittel,
„welche die Wilden in einigen Fällen von der Auf=
„erziehung ihrer Kinder abhalten, bewegen sie
„auch, die alten und kränklichen Leute umzubrin=
„gen. Der abnehmende Zustand der einen ist
„eben so unbehülflich und schwach, als die Kind=
„heit der andern. Jene sind eben so unfähig,
„als diese, die einem Krieger oder Jäger zukom=
„menden Geschäfte zu verrichten, oder jene man=
„nigfaltigen Drangsale auszustehn, worin die
„Wilden durch ihre eigene Unvorsichtigkeit und
„Trägheit so oft gerathen. Ihre Anverwand=
„ten fühlen dies, und da sie sich nicht mit den
„Bedürfnissen und Schwachheiten anderer Leute
„belästigen mögen, so bewegt sie die Ungeduld,
„sich mehrere Beschwerden aufzulegen, jenes
„Leben zu vernichten, dessen Unterhalt ihnen
„schwer fallen würde. Dies sieht man nicht für

„eine grausame That, sondern für ein Werk der „Barmherzigkeit, für einen Liebesdiest an.“

Theils um dies zu bestätigen; theils als einen Beitrag zur Geschichte der Barbarei, welche in den finstern Jahrhunderten Deutschland bewohnte, setze ich folgende Anekdote her, die in Heinrich Büntings Braunschweigischen und Lüneburgischen Chronik, im zweiten Theile, auf dem neunzehnten Blatte aufgezeichnet ist.

Die Gräfin von Mansfeld, geborne Gräfin zu Lüchow, reiste einst, (ohngefähr in dem Jahre 1297) um ihre Eltern zu besuchen, durch das Land Lüneburg. Auf einmal hörte sie in einem Walde ein jämmerliches Klaggeschrei. Sie schickte ihre Diener hin, zu sehen, was das wäre; als ihr diese zu lange blieben, fuhr sie selbst dem Geschrei nach, und fand einen alten Mann, dem die Hände gebunden waren, und der bitterlich weinte. Neben ihm war sein Sohn damit beschäftigt, eine Grube zu machen. Die Gräfin erkundigte sich, was das zu bedeuten habe, und erhielt von dem jungen Wendischen Bauer zur Antwort: „Sein alter Vater könne sich selbst nicht mehr ernähren, und falle ihm sehr

zur Last: Er wolle ihn daher, nach der Gewohnheit des Landes, hier todtschlagen und begraben.“ Die erstaunte Gräfin stellte ihm vor, daß ja Gott geboten habe: man solle seine Eltern in Ehren halten, und sie in ihrem hohen Alter ernähren; und daß man ja gar keinen Menschen, am allerwenigsten seine Eltern tödten solle; er aber antwortete: „er könnte nicht das Brod seinen Kindern, deren er sehr viele zu Hause hätte, nehmen, und es einem alten Manne geben, der zu nichts mehr nützlich wäre; und wenn er es auch wollte: so könnte er sie nicht alle ernähren.“ Gott erbarm es sich, rief die Gräfin aus, was sind das für arme, unwissende Leute, und niemand nimmt sich ihrer an, sondern man saugt sie noch mehr aus, bis aufs Blut. Das muß Gott strafen! Sie zog darauf ihren Beutel heraus, und gab dem Wendischen Bauer etliche Silberstücke, damit er davon seinen Vater erhalten möchte. Jener meinte, ja, er wolle ihn leben lassen, so lange das Geld währte. Die Gräfin that hierauf der Landesobrigkeit Vorstellungen über diesen abscheulichen, unmenschlichen Gebrauch unter den Wenden, und es wurde demselben Einhalt gethan.

Fragmente.

Von Herrn Geheimen Sekretär M—d.

Wer den Tod als ein Uebel fürchtet, das ihm begegnen kann, ist einem Sclaven gleich, den die Gewohnheit der Gefangenschaft die Freiheit vergessen macht. Der Tod ist blos ein Uebel für den, der einen Wohlthäter, einen Freund, eine Geliebte verliert.

* * *

Die Vergnügen, die uns die Sinnlichkeit gewährt, sind den Erscheinungen der Luft gleich, die durch Dünste entstanden, wieder in Dunst verfliegen. Sie sind ein Nichts, das die Einbildungskraft gebiert.

* * *

Die Liebe ist eine Zauberin, die mehrere und größere Verwandlungen macht, als alle Feen der Fabel.

* * *

Was ist wirklicher Reichtum? Wenige Bedürfnisse kennen, und durch eine gesunde Seele einen gesunden Körper beherrschen.

*　*
*

Der Neid ist ein Wucherer, der nie genug gewinnen kann; aber sein Wucher verzehrt mit der Zeit sein Capital.

*　*
*

Die Habsucht ist die Gemahlin des Geitzes. Beide zeugen Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

*　*
*

Die Faulheit ist ärger, als die Schwindsucht. Sie verzehrt die Kräfte der Seele und des Körpers desto sichrer, weil sie nicht, wie jene, durch Arzneien bestritten, sondern genährt wird.

*　*
*

Die Eigenliebe ist weit gefährlicher, als ein Feind, der uns mit überlegenen Kräften angreift. Mit diesem kämpfen wir, oder suchen Frieden. Gegen jene denken wir kaum an die Vertheidigung, weil sie uns, lauter Freundschaft zu seyn, scheint.

*　*
*

Die Aufmerksamkeit läuft Gefahr, betrogen zu werden. Sie gewinnt aber bei dem Betruge. Erfahrung und Einsicht sind Waaren, die theuer bezahlt werden müssen.

* * *

Es ist Furchtsamkeit, die Religion zu verachten. Wer sie verehrt, hat wahren Muth; denn er scheut sich nicht, seine Handlungen nach ihrer Richtschnur zu untersuchen.

* * *

Der Witz ist den starken Getränken gleich. Mäßig genossen sind sie heilsam, zu viel davon macht thöricht und schwach.

* * *

Es ist eben so schwer, sich im Ueberfluß nicht zu vergessen, als im Mangel und Elend ganz tugendhaft zu bleiben. Nur große Seelen vermögen jenes, wie dieses!

* * *

Es ist schön, aber zugleich traurig, ein gefühlvolles, großes und freigebiges Herz zu besitzen, wenn das Glück uns die Mittel, diese Neigungen zu befriedigen, versagt.

* * *

Oftmals finden die leichtesten Sachen dadurch die größte Schwierigkeit, weil der, welcher sie betreiben soll, durch seinen üblen Ruf Mißtrauen dagegen erregt.

* * *

Alte Leute, Männer, Jünglinge, und sogar herangewachsene Kinder plaudern vom Denken. Jede Classe rühmt sich des Nachdenkens fähig zu seyn, und gleichwol sind diese denkenden Leute oft lauter Widerspruch, wie ihre Handlungen beweisen. Kindern, und ihnen ähnlichen Alten könnte das hingehn, aber Männern, und in unsern erleuchteten Zeiten so früh weise gewordenen Jünglingen steht dies Nachdenken sehr poßierlich. Verderbliche Eigenliebe würde ich ihr Nachdenken nennen, wenn es einen Namen verdiente.

* * *

Langeweile wird von der Trägheit, so wie vom Unverstande erzeugt. Ein fleißiger und denkender Mann kann nie Langeweile haben; es sei denn, daß er am Körper leide; oder — würde ich hinzu setzen — in einer Gesellschaft von klug seyn wollenden Thoren ist.

Das

Das gute Gewissen. *)

Zur Freude schuf Gott seine Kinder
Doch, Sinnlichkeit verdarb ihr Herz —
Sie thaten unrecht, wurden Sünder,
Und ihre Freude wurde Schmerz.

Da war das größte Glück des Lebens
Dahin — denn Gottes Liebe wich,
Und ohne sie wünscht man vergebens
Des Lebens wahre Freuden sich.

Gedanken, Wünsche, Wort und Thaten
Sind die nicht gut, sind die nicht rein;
So werden sie die sichern Saaten,
Zu einer schlechten Erndte seyn.

Ein gutes ruhiges Gewissen
Lohnt jeden, der nach Tugend strebt;
Der auch bei starken Hindernissen
Gerecht, und gut und bieder lebt.

Ein

*) Vielleicht gewinnt dies Lied in den Augen des Lesers noch mehr Werth durch die Nachricht, daß der Verfasser desselben ein unstudirter Jüngling ist.

Ein gutes ruhiges Gewissen,
O Gott! wie viel ist das nicht werth!
Wie wird das Herz von Qual zerrissen,
Wenn Sünde unsern Geist entehrt.

Ein rein und unbefleckt Gewissen,
Giebt Kraft und Muth zu jeder That;
Es stärkt uns, wenn auf unserm Kissen,
Der Schlaf uns flieht, und Gram sich naht.

Es krönet unsre Jugendfreude,
Und macht den Blick des Greises schön;
Und mehr als Gold, als Perl und Seide
Kann es des Menschen Herz erhöhn.

Es heilt dem Menschen manche Wunde
Die prüfend das Geschick ihm schlägt,
Und Wonne wird ihm jede Stunde,
Da ers in seinem Busen trägt.

Wenn angeklagt der Sünder zittert,
Macht Unschuld ihre Kläger blaß,
Und wenns am trüben Himmel wittert,
Macht keine Furcht ihr Auge naß.

Die Krone zittert auf dem Haupte
Des Königs, dessen Busen tobt,
Dem Tyrannei die Würde raubte,
Und den kein gut Gewissen lobt.

Der Sklave, der am Gängelbande
Der Lüste, seinen Tag verschleicht,
Bebt, wenn im nächtlichen Gewande
Sein Herz ihm seine Thaten zeigt.

Ein gut Gewissen läßt nicht schmeicheln,
Es scheut den größten König nicht;
Der Mensch wird glücklich ohne Heucheln,
Wenn es aus seinem Auge spricht.

Ein gut Gewissen knüpft die Bande
Der Freundschaft und der Liebe fest,
Wenn Vorwurf und geheime Schande
Den Bösewicht alleine läßt.

Wenn sterbend alle Frevler beben,
Vor Gott, und Grab, und Ewigkeit,
Macht es den Rest von unserm Leben
Zum Vorschmack naher Seligkeit.

Behalte deine Flitterwerke,
O Welt! sie schwinden mit dir hin.
Glück sei mir's, wenn ich's an mir merke,
Daß ich nicht Uebertreter bin.

Flieht mich dein Gold, und deine Orden,
Womit du andre oft bedeckst;
Wohl mir, ich bin beglückt geworden,
Wenn du Gewissen, mich nicht schreckst.

Gewissen sei mein treuer Spiegel,
In dem ich meine Fehler seh;
Und wenn ich einst am letzten Hügel
Auf meinem Pilgerwege steh,

So trockne du von meiner Wange
Den letzten sauren Schweiß mir ab;
Von dir gestärkt, wird mir nicht bange,
Beim Hinblick auf mein nahes Grab.

Es öffnet sich zu keinem Leide,
Es schließt den Weg zum Himmel auf;
Wenn du Gewissen mir mit Freude
Bekrönest meinen Lebenslauf.

Allegorie,
an einen Freund, der eine schwere Krankheit überstand.

„Schone, grausenvoller Nordwind, schone
Meiner Lil'je, die so schön am Stocke blüht
Und in meinem kleinen Garten
Aller Augen auf sich zieht!

Stürme, rase! reiß' aus seiner Wurzel
Dort den Eichbaum, der nie gute Früchte trug
Und den Wandrer, den er schützen
Sollte, unter sich erschlug;

Wirf ihn nieder, aber ach, verschone
Meiner Lil'je, die so schön am Stocke blüht
Und in meinem kleinen Garten
Aller Augen auf sich zieht!"

Sieh! so rief dem Sturm ich, und es flohen
Traum und Schlummer mich die ganze, lange Nacht,
Gram fiel drückend auf mich nieder
Und des Kummers eh'rne Macht;

Und

Und so lag ich weinend bis am Morgen,
Schlich dann zitternd in den Garten, späht' und sah,
Und die Lil'je —? stand und blühte
Noch, dem Tode nicht mehr nah.

Freudetrunken rief ich: „Unerschafner!
Du, des Geist die Welt regieret und belebt,
Den die Sonn' am hohen Himmel,
Den der Sand am Meer' erhebt,

Dessen Hauch in See'n und Flüssen wohnet,
In dem Menschen denkt und Leben giebt dem Wurm,
Gott der Weisheit und der Liebe!
O gebeut dem wilden Sturm,

Daß er ferner meiner Lil'je schone,
Die so schön, so lieblich mir am Stocke blüht,
Und in meinem kleinen Garten
Aller Augen auf sich zieht.

Grohmann.

Vergoldung.

Der Königin Christine gefielen die Kupfer, welche Merian, der Chodowiecki des vorigen Jahrhunderts, zu Gottfrieds historischen Chronik gestochen hat, so wohl, daß sie die Platten an sich kaufte, und sie vergolden ließ. Die Platten wurden durch die Vergoldung auf immer unbrauchbar. — Manchem Manne von Talenten ist es, wie Merians Platten gegangen!

Die Muttersprache.

Diejenige Sprache, an welche wir unsere ersten Begriffe knüpfen, weil wir sie von unsern Eltern und Wärtern zuerst sprechen hören, ist ohnstreitig von der äußersten Wichtigkeit für uns. Sie beut uns eine gewisse Anzahl von Wörtern dar, wir machen uns dieselben allmälig eigen, und unser ganzes Leben hindurch ist es eins von unsern Hauptgeschäften, sie auf eine mannigfaltige Art mit einander zu verbinden; theils um andern unsere Gedanken mitzutheilen, theils um durch neue Zusammensetzung der Wörter neue Wahrheiten zu suchen. Die Muttersprache ist daher für jedermann wichtig; denn für jedermann ist sie wohlthätig, und sie beschäftigt ihn, so lange er lebt. Dies haben ohnstreitig diejenigen nie bedacht, die eine richtige Erkenntnis derselben blos für einen Gegenstand der Gelehrsamkeit halten, und sie auf die Studierstube verbannen; oder auch wol gar die Bemühungen der Gelehrten darin für unerhebliche Kleinigkeit ansehn.

Fast

Fast alles, was ich oben von der Erfahrung und dem Nachdenken gesagt habe, paßt auch, mit der nöthigen Abänderung, auf die Sprache. Je mehr Wörter ich weis, desto mehr Begriffe besitze ich; je richtiger und genauer die Vorstellung ist, die ich mit jedem Worte verknüpfe, desto mehr gewinnen meine Begriffe an innerm Gehalt; und je regelmäßiger ich die Wörter unter einander verbinde, je deutlicher ich die Natur dieser Verbindung einsehe, desto vollkommner sind meine Gedankenreihen, und desto gewisser gehe ich bei jeglicher Untersuchung der Wahrheit.

Hieraus läßt es sich erklären, daß jede Sprache einen unausbleiblich wichtigen Einfluß auf die Nation hat, die sich derselben bedient. Ist sie noch ungebildet, hat sie entweder keinen hinlänglichen Reichtum an Wörtern, um die Vorstellungen damit zu bezeichnen, oder hat man es vernachläßigt, die Bedeutungen derselben gehörig zu bestimmen, oder sind ihre Zusammensetzungen mangelhaft: so muß alles dies schlechterdings auf die Erkenntnis zurückfallen, und große Mängel darin veranlassen. Es werden dadurch dem Geiste der Nation gewisse Grenzen

gesetzt, über welche nur das glücklichste Genie um wenige Schritte hinaus dringen kann. So wie sich daher bei einem Volke die Wissenschaften ausbreiten, so gewinnt auch seine Sprache eine vollkommnere Bildung; und der Schluß von dieser auf jene ist jederzeit richtig.

Welch einen großen Vorzug hat also der, dessen Muttersprache bereits ihre ursprüngliche rohe Gestalt abgelegt, und sich zu einem gefälligen, passenden Gewande edler, großer und feiner Vorstellungen umgebildet hat! Allein dieser Vorzug ist für ihn nur so weit da, als er sich selbst desselben zu bedienen weis. Auch der schönste Marmor läßt sich zu einer unförmlichen Hütte mißbrauchen, und die vollkommenste Sprache kann dem nicht Weisheit einhauchen, der sich nicht vertraut mit ihr macht. Wer sie dagegen studirt, in ihren Genius eindringt, die tief in ihr verborgenen Schätze aufsucht, und ihre Schönheit enthüllt, auf dessen Geist wird sie, als wohlthätige Pflegerin, wirken. Die Wörter, die in dem Kopfe des Pöbels nichts weiter als unbestimmte Umrisse sind, werden für ihn genau gezeichnete, durch lebendige Farben

darge-

dargestellte Gemälde. Er unterscheidet beim flüchtigsten Blicke jedes vom andern, reiht sie mit Leichtigkeit zusammen, und verfolgt durch alle künstliche Verschlingungen die feinen Bänder, die sie mit einander verknüpfen.

Die Regeln für das richtige Denken, welche die Vernunftlehre giebt, sind in der Sprache überall angewandt, und ohne sie zu kennen, lernen wir, indem wir sprechen, unvermerkt darnach unsere Begriffe ordnen. Je mehr sich daher jemand gewöhnt, den Grundsätzen der Sprachlehre gemäß seine Worte zu verbinden, desto mehr wächst zugleich seine Geschicklichkeit im regelmäßigen Denken, und im Wahrnehmen aller der Feinheiten, die jeder aufmerksame Beobachter in den verschiedenen Sätzen findet, ohnerachtet es dem Philosophen sehr viele Mühe macht, sie zu entwickeln. Einen so großen Einfluß hat die Sprache auf den Verstand: wer unrichtig spricht, denkt mangelhaft!

Hiernächst hat Unbekanntschaft mit dem Genius seiner Muttersprache auch die nachtheilige Folge, daß sie den Nutzen des Lesens ungemein einschränkt. Viele und oft gerade die nützlich-

sten Schriften sind für den größten Theil des lesenden Publikums gar nicht da, weil sie nicht in der Sprache des gemeinen Lebens abgefaßt sind. Selbst der Schriftsteller, der den populären Vortrag noch so sehr in seiner Gewalt hat, kann sich in demselben nicht über jeden Gegenstand mit dem Leser verständigen, der nicht mit der Sprache hinlänglich vertraut ist. Die Gedankenreihe, die dieser mit dem Vortrage verknüpft, wird von der seinigen immer höchst verschieden seyn, weil es einmal über das andere auf Feinheiten ankommt, die die gebildete Sprache vor dem Gesellschaftsgespräche voraus hat. Ich habe oft Versuche darüber angestellt. Ich habe Männern, die sich einbildeten, deutsch zu verstehen, Stellen aus Büchern vorgelesen, in denen kein einziges Wort und kein einziger Begrif vorkam, der ihnen nicht hinlänglich klar gewesen wäre, und doch faßten sie nie den völligen Sinn, weil sie nicht den Gang der Wortfügungen verfolgen konnten. Am allermeisten findet das immer in Gedichten statt. Wo der Dichter nur im mindesten von den Wendungen der Sprache des gemeinen Lebens abweicht, da wird er höchstens

halb,

halb, oder gar nicht verstanden. Die Regeln der Sprachlehre, die uns den Faden, der die einzelnen Wörter zusammen zieht, überall sichtbar machen, liegen außer der Sphäre des gemeinen Lesers, und so hat er denn schlechterdings gar kein Hülfsmittel sich aus dem anscheinenden Labyrinthe des Ausdrucks heraus zu finden; und noch weniger hat er einen Sinn für die mannigfaltige Schönheit, welche der Dichter seinem Werke durch eine glückliche Wahl einzelner Wörter und durch die Stellung derselben zu geben weis. Höchstens bleibt es dunkle Ahndung, bei dem die Freude des lebhaften Anschauns verloren geht.

Sogar in dem gesellschaftlichen Gespräche und in freundschaftlichen Briefen zeigt sich der Nachtheil, der immer mit vernachläßigter Sprachkenntnis verbunden ist. Außer jenem Mangel der Gabe, viele Vorstellungen schnell zu übersehen, und sie zu ordnen, wovon ich oben (S. 33) geredet habe, ist auch Unwissenheit der Sprachkunst Schuld daran, daß wir in Unterredungen und in Briefen oft so unbeschreiblich mit verwirrten und unzusammenhängenden Ge-

schwätzen gemartert werden. Weil die guten Leute nie genau sagen können, was sie wollen, und auch wol etwas anders, als sie denken, sagen, in Hofnung, man werde sie wol verstehen; so stockt die Erzählung bei jedem Perioden, Lieblingswörter und Alltagsformeln füllen die Lücken aus, das letzte kommt zuerst, und das Ganze erregt Ekel und Langeweile. Nie können sie eine Maschine, ein Kunstwerk und dergleichen beschreiben, wenn sie sich auch alles noch so klar vorstellen; jeder Theil, dessen Benennung sie nicht wissen, heißt ein Ding, von dem wir denn eben so wenig einen Begrif haben, als wäre es uns gar nicht genannt worden, und in der ganzen Beschreibung herrscht am Ende so viele Verwirrung, daß wir, trotz aller Mühe, keinen Zusammenhang und Ordnung hineintragen können.

So wichtig indessen auch aus diesen und aus vielen andern Gründen, die ich hier anzuführen für überflüßig halte, das Studium der Muttersprache für jeden Menschen ist, so ist es doch auch wahr, daß nicht jedermann die dazu nöthige Zeit, Gelegenheit und Veranlassung hat. Man würde daher sehr unrecht thun, wenn man einem

jeden Deutschen, ohne Ausnahme, der schlecht deutsch spricht, einen Vorwurf darüber machen wollte. Aber es giebt leider! so viele, die Zeit und Kosten genug daran wagen, eine fremde Sprache zu erlernen, und ihre Muttersprache darüber hindansetzen.

Das schlimmste dabei ist, daß sie am Ende gewöhnlich keine einzige Sprache verstehen. Dem Franzosen wird bange, wenn er einen Deutschen hört, der sich einbildet, seine Sprache zu verstehen, und nicht nur die Wörter in der Aussprache jämmerlich verstümmelt, sondern auch immerfort deutsche Redensarten ins französische übersetzt, und die gröbsten Schnitzer gegen die ersten Grundregeln der Sprachlehre macht. Und der vernünftige Deutsche lacht des Thoren, der im deutschen Gespräche ununterbrochen ausländische Brocken einmischt, die arme Sprache verunstaltet, und damit die deutschfranzösische Verwirrung seines Kopfes beweiset. Mit dem Schreiben geht es noch ärger. Ich habe französische Briefe von Deutschen an Deutsche gesehen, — wie possierlich! — die noch dazu kein Mensch lesen konnte, weil die Wörter ohngefähr der Aus-

sprache nach buchstabirt, die Perioden, ohne alle Rücksicht auf das Genie der französischen Sprache, zusammengeflickt, die Redensarten deutsch gedacht, und wol hie und da ein deutsches Wort nach der französischen Aussprache umgeformt war. Wer kann sich des Lachens enthalten, wenn er von einerlei Hand folgende zwei Zeilen sieht:

„Monchair ami, je voeux vous tiré de la paine.“

„Mein liber Freind, ich will Ihnen aus die Verlägenheit reißen.“

Ists nicht besser eine Sprache schön und richtig zu sprechen und zu schreiben, als sich in zwei und wol gar in mehreren lächerlich zu machen?

Es giebt Deutschen genug, die dies fühlen, die sich aber damit trösten, daß sie zwar ihre Muttersprache schlecht, aber die französische desto besser wüsten. Ich lasse es unentschieden, wie oft jemand in dieser Vorgabe Recht hat. So viel ist indessen gewiß, daß ich dem nicht leicht eine vollständige Kenntnis einer fremden Sprache zutraue, der seine Muttersprache vernachläßigt hat. Jedermann weis, daß blos durch das unendlich ofte Wiederkommen desselben Falles

les das Genie einer Sprache gefaßt werden kann, und da ist es immer unwahrscheinlich, daß man in einer fremden Sprache so viel gelesen, gehört, geschrieben und gesprochen habe, als nöthig ist, dem gleich zu kommen, der sich von Kindesbeinen an dieser Sprache bediente. Selbst für den, dessen Muttersprache auf gewisse Weise die französische ist, ohnerachtet er in Deutschland lebt, ist es noch immer schwer, sie, wie ein Franzose, zu sprechen, weil er nun gleichsam zwei Muttersprachen hat, welche er durchaus mehr oder weniger mit einander verwirren muß.

Ich lernte einst einen jungen Mann kennen, der fast kein einziges Gespräch mit einem andern unterhalten konnte, wenn derselbe nicht sowohl französisch, als deutsch verstand. Er war in seinem väterlichen Hause, wo nichts als französisch gesprochen wurde, bis in sein vierzehntes Jahr erzogen worden. Nachher hatte er sich etliche Jahre auf einem deutschen Gymnasium aufgehalten, und dort alles von deutschen Lehrern gelernt. Natürlicher Weise hatte er nun für alle Begriffe, die er blos im väterlichen Hause eingesammlet hatte, kein anderes, als ein französi-

sches, und für die wissenschaftlichen Ideen kein anderes, als ein deutsches Wort, und beide wechselten in seinen Gesprächen beinahe eins ums andere ab. In einem minderen Grade ist dies derselbe Fall bei den meisten Deutschen, die am liebsten französisch sprechen.

Gesetzt indessen, daß jemand in der That eine fremde Sprache völlig versteht, und sie sogar mit kritischem Fleiße studirt hat. So wird er davon zwar die Vortheile genießen, die ich vorhin vom Sprachstudium überhaupt gerühmt habe; er wird Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung in seinen Begriffen haben, wird einen Schriftsteller durch die mannigfaltigen Gänge seiner Vorstellungen verfolgen, uud seine eigenen Gedanken mündlich und schriftlich gehörig ausdrükken können; allein er wird noch immer von der Unwissenheit in seiner Muttersprache vielen und großen Schaden empfinden.

Jede Sprache hat ihre Beziehung auf den Geist des Volkes, von dem sie geredet wird. Die Art zu denken, zu empfinden und zu handeln, die den Nationalcharakter ausmacht, theilt sich unvermerkt durch den Gebrauch einer Spra-

che

che mit, und ich bin kühn genug, zu behaupten, daß wir nie den Geist eines Volkes nur kennen zu lernen, vielweniger uns ihn eigen zu machen im Stande sind, ohne die Sprache desselben zu verstehen. Unvermerkt flößt sich daher der vaterländische Geist demjenigen ein, der aus dem Quell seiner Muttersprache schöpft, und er wird dagegen, je nachdem er diese vernachläßigt, weniger — wenn ich mich so ausdrücken darf — sein Landsmann.

Will man Thatsachen zum Beweise für diese Behauptung haben; so sehe man nur den größten Theil der jungen Herrn, die in unserm deutschen Vaterlande fast nichts als französisch sprechen und lesen! Ihre Gesellschaftsgespräche sind nach dem Pariser Zuschnitt geformt, ihre Höflichkeitsbezeugungen, ihr Witz, ihre Kleidung sind französisch, und oft sind es noch dazu auch ihre Grundsätze und ihre Sitten. Was man deutsch zu nennen sich schämen würde, davon spricht man französisch mit Anstand. Man findet es nicht unschicklich über Tafel von Caca de Dauphin, von Boue de Paris, von Merde d'oye zu reden; man kleidet sich darin, um den Ruhm

des Geschmacks zu haben; und würde es sehr übel nehmen, wenn man diese geistreich ersonnene Namen ins Deutsche übersetzen wollte, gerade als wenn Merde, Boue und Caca in Frankreich und Deutschland nicht einerlei Unrath wäre.

Ich bin weit entfernt, das Erlernen fremder Sprachen überhaupt zu tadeln, ich sehe es vielmehr als äußerst nützlich, und in vielen Fällen als unentbehrlich an. Der Gelehrte muß im Stande seyn, auch die Entdeckungen fremder Nationen zu benutzen, er muß in ihren Geist eindringen, und seinen Verstand mit ihren Werken nähren, und muß zu dem Ende auch ihre Sprachen verstehen, wenigstens diejenigen, die ihm zur Erreichung seiner Absichten die dienlichsten sind. Der Hofmann muß schlechterdings die Sprache des Hofes, an welchem er lebt, in seiner Gewalt haben; und da die Höfe fast alle in einer nähern oder entferntern Verbindung stehen, so ist es ihnen nicht zu verargen, daß sie eine oder ein paar Sprachen zum Rang der allgemeinen Hofsprache zu erheben gesucht haben. Der Reisende, der fremde Länder besucht, und der Geschäftsmann, der mit ihnen in Verkehr steht, muß schlechterdings

dings dahin trachten, sich einer Sprache bedienen zu können, die ihn der Unbequemlichkeiten der Dollmetschung überhebt. Selbst dem bloßen Liebhaber vermischter Gesellschaften und einer aufheiternden Lectüre kommt es zu Statten, wenn er ein paar Sprachen weis.

Allein ehe sich jemand auf eine fremde Sprache legt, sollte er billig seine Muttersprache gründlich erlernen. Er würde dann mit weniger Gefahr für Kopf, Herz und Geschmack den Umgang mit dem Ausländer antreten können. Er würde die Genies seines Vaterlandes kennen, ihren Werth schätzen gelernt haben, und folglich nicht alles anstaunen, was fremd ist, und es nicht blos, weil es fremd ist, über das einheimische erheben. Er würde mehr deutsch bleiben, und auch die feinen Annehmlichkeiten des deutschen Umgangs richtiger schätzen, und im vollen Maße genießen.

Vielleicht war indessen bis jetzt mit ein Hauptgrund, warum unsere deutsche Sprache so sehr vernachläßigt wurde, die trockene Art, mit welcher die Gelehrten sie behandelten, und die unglückliche Gewohnheit, ihre Regeln nicht

aus ihr selbst zu schöpfen, sondern ihr die unbequemen römischen Fesseln anzulegen. Allein auch dies ist hinweggefallen, seit dem sich Adelung durch seine Werke um unsere Muttersprache ein unsterbliches Verdienst gemacht hat. Seine deutsche Sprachlehre ist recht eigentlich dazu gemacht, jeden Liebhaber des deutschen Sprachstudiums in die innersten Geheimnisse desselben einzuführen, ohne ihn durch barbarische Terminologien und durch Regeln, deren Grund ein Räthsel bleibt, abzuschrecken. Auch hat der Magister Moritz eine Sprachlehre für Damen angekündigt, von der sich viel erwarten läßt, nachdem der Verfasser in etlichen kleinen Schriften gezeigt hat, wie glücklich er ist, spitzfündige Untersuchungen auf simple Grundsätze zurück zu führen, und ihnen Leben und Interesse zu geben. — Möchte doch auch dadurch eine Sache von dieser Wichtigkeit, die bisher so gleichgültig angesehen wurde, in ihre eigentliche Würde bei dem Aufklärung liebenden Theile des Publikums eingesetzt werden! Wie sichtbar würden die Deutschen dadurch gewinnen!

Ich theile zum Beschluß dieser Abhandlung einen kleinen Aufsatz mit, für welchen ich dem Herrn Verfasser hiermit meinen ergebensten Dank bezeuge.

Beytrag zu Berichtigung unsrer Sprache.

von

Gottlieb Friedrich Hillmer.

Da wir seit einiger Zeit so sehr an der Vervollkommung unsrer Sprache in ihrem Innern und Aeußern arbeiten, so seys auch mir erlaubt, meine Landsleute auf verschiedne sehr gewöhnliche Fehler aufmerksam zu machen, und deren Berichtigung vorzuschlagen.

1. So sehr man auch unserm ß den Krieg gemacht hat, so verdient es doch Achtung, wenn man es nur als das Endzeichen des ſſ ansieht. Wie der Hebräer sein m, n, ch, z am Ende anders schreibt als in der Mitte und im Anfang; so haben wir statt ſ am Ende s; statt ſſ: ß. Wir schreiben nicht waſ, sondern was, so auch

nicht muſſ, ſonden muß. Unrecht wird es oft für s geſetzt: Fuß, ich laß (legebam) ſtatt: Fus, ich las. Falſch iſt alſo auch: müßt, rißt ſtatt: riſſt, müſſt. Nur in zuſammengeſetzten Wörtern könnte ß vielleicht auch in der Mitte ſtehen: Faßbinder, Schweißtreibend.

2. Wir ſind in der Ausſprache zu nachläſſig. Unſer ü klingt ſelten anders als i; das ö als e, und eu als ei, ſo gar, daß wir den für Sonderling erklären, der ſich bemüht einen Unterſchied zu machen. Auch ie iſt nur in der Schweiz von i verſchieden. Wie feine Nüancen ſind zwiſchen e, ee, eh, ä, äh, zwiſchen er, Aere, Aehre ꝛc.? Zwiſchen ei, eu, ai? Die mittägigen Gegenden Deutſchlands haben faſt gar kein e, alles iſt ä. So lang wir hierin keinen merklichen Unterſchied machen, können wir alſo auch den Dichtern nicht wehren, ſie ohne Bedenken zum Reim zu brauchen, da dieſer für das Ohr, nicht für das Aug iſt. Wir müſſen hier von den Franzoſen lernen, die immer einen, wiewol ſehr feinen Unterſchied zwiſchen é und ai, o und au machen, wenn gleich in einigen Provinzen mehr als in den andern. Noch deutlicher iſt ihr u und i

zu

zu unterscheiden. Der Dritte, da zum Wesen seiner Sprache gehört, daß alles nur gelispelt und mit halb offenem Munde ausgesprochen wird, kann freilich nicht Muster seyn.

3. In der Sprache selbst solten verschiedne Fehler, troz ihrer Verjährung ausgerottet werden. Z. B. Wie viele brauchen das participium Activi passive: Meine in Händen habende Schriften. Desgleichen: handhabendes Pfand (pignus im Gegensaz von hypotheca.) Ferner

4. das Wort Bedienter ist ein adjectivum aus dem participio passivi. Wir brauchen es active gegen alle Analogie. Bedienter ist von Bedient, wie Geliebter von Geliebt. Bedienter ist folglich der Herr selbst, nicht sein Bediener, oder Diener.

5. Er ist in einem grossen Grad geizig, sagen wir statt: hohen Grad. Wer misst Grade mit der Elle? Noch anstössiger ist dem lateinischen Ohr *magnus*, *maximus* gradus.

6. Das gehört mein, muß heissen: mir. In Schwaben, Tyrol und Graubündten ist gehören so viel, als gebüren. Das gehört sich nicht.

7. Nur allein, nur blos allein, nur einzig und allein, welche Pleonasmen! Nur, oder allein drückt alles aus. Wir sollten hierin guten Dichtern nachfolgen.

8. Keine Nation hat so viel vocis hybridas, als wir: logikalisch, grammaticalisch, physikalisch. Wörter, die griechisch, lateinisch (wenn gleich nicht altlateinisch) und deutsch zugleich sind. Warum nicht: logisch, grammatisch, physisch? Sagen wir technikalisch oder technisch? metaphysikalisch oder metaphysisch? orthographykalisch oder orthographisch?

9. Ich bin nicht wohl. Besser: mir ist nicht wohl. Denn wohl ist adverbium, nicht adjectivum. Mihi bene est. Wir haben jenes von den Franzosen gelernt je suis bien; der aber placè oder ein ähnliches verbum darunter versteht; in unsrer Sprache scheint es härter.

10. Wir wollen uns auf einen andern Fus sezen. Wer sezt sich je auf den Fus? Das französische mettre ist besser; das sezen, stellen, legen anzeigt.

11. Manche fangen an, ganz ohne Noth zu gallisiren. Es macht kalt, es macht schön Wetter, statt: es ist. Nur das faire vor dem Infinitivo, das auch unsre Vorfahren gehabt haben, könnten wir jusu postliminii wieder aufnehmen, da unser lassen, befehlen, Ursach seyn, es nie ersezt. So sagt Luther: der Israel sündigen machte.

12. Wie oft wird nicht vor und für verwechselt? Der Schlesische Gebürgsmann sagt: Gehen Sie für mir, (eher als ich) und der Niedersachse: thu das vor mich. Für, das immer den Accusativum hat, heisst: an meiner Statt, um meinetwillen, mir zu Liebe, zu meinem Nuzen; vor ist mit dem Dativo, statt: eher als ich, unter meinen Augen, nahe bey mir, und hat den Accusativ nur, wenn von einer Richtung nach dem vordern Theile eines Dinges die Rede ist. I pro me, für mich; i prae me, so wie i ante me, vor mir, tritt vor den Spiegel.

13. Sagen, sprechen, reden; ist ihr Gebrauch gleichgültig? Ists richtig: „das Buch, von dem ich vorher sagte?" Keinesweges. Vielmehr wird die Regel eintreffen, daß sagen

nur dann statt findet, wenn der Accusativus ausgedrückt wird, oder die Rede selbst folgt, die den Accusativum alsdenn vorstellt. So ist es recht: „von dem ich vorher etwas sagte"; sonst aber, von dem ich vorher sprach.

14. Sehr oft wird dem Genitivo ein s gegeben, der gar keins haben soll. Des Herzens, ꝛc. da doch ens allemal den Nominativum en anzeigt. Daher ist vermuthlich auch das s in Herzensgüte, und andern zusammengesezten Worten entstanden. Noch übler ists, wenn wir sogar weiblichen Wörtern in der Zusammensezung ein s beifügen, das doch immer männlich ist; Wahrheitsliebe, Prüfungszeit, Religionsstreit; richtiger, und, wie mich dünkt, nicht übelklingender ist Wahrheitliebe, Prüfungzeit, Religionstreit. Wir haben dieses s vermuthlich von den Britten entlehnt.

15. Wahrheiten werden nicht erfunden, sondern gefunden. Was erfunden ist, ist Hypothese. Erfindung ist Schöpfung; und Wahrheiten erschaffen wir nicht.

16. Unser Monarch klagt in seiner Schrift von der teutschen Litteratur über die Härte unserer

ſerer Conſonanten, und räth, am Ende der Wörter ein a oder o hinzuzuſetzen: nehmena, gebeno. Hier iſt ein Beweis, daß dieſes wirklich in unſrer ältern Sprache ſo geweſen iſt; eben wie unſre neuſte Orthographie ſich groſſentheils ſchon in diplomatiſchen Sammlungen des 14, 15ten Jahrhunderts findet, da man ere, ēre ſtatt Ehre, nemen ſtatt nehmen, di ſtatt die ſchrieb. Ich ſetze zur Probe den Auszug einer Beichte aus dem 10ten Jahrhundert nebſt Erklärung her, ſo wie ich ſie im Leonhard Wurfbain *) pag. 20. finde:

Trohtin Gott Allmachtigo, dir unirdo ich Sündigo
Herr Gott Allmächtiger, dir einiglich ich Sündiger
pigitie, unti Sancti Mariam — — allero minero Sun-
beichte und Sanctae Mariae alle meine Sün-

 tono,

*) Der Titel des Buchs iſt: Abſonderliche hiſtoria habsburgico-Auſtriaca, durch was Mittel das hochlöblichſte Haus der Erzherzogen zu Oeſterreich, in Europa, Africa, Aſia und America zu denen noch auf den heutgen Tag bei ſich habenden Königreichen ꝛc. kommen und gelangt, geſtellet durch Leonhard Wurfbain der Rechte D. in Nürnberg. Nürnberg in Verlegung Wolfgang Endlers, im Jahr 1736.

tono, unti allero minero Missitati, de ih missiteden und alle meine Missethaten, die ich misgeta, odo missitata — dero ich gihnko odo ni genko, than oder misthue, — die ich kenne, oder nicht kenne, de ich vvitzunta teta, odo unvuizund, slaphanto odo die ich wissend that, oder unwissend, schlafend oder wachanto, tages odo nachtes, in suelichero steti, wachend, Tags oder Nachts, in welcher Stätte, odo suelichero Zite ich si gefrumeta mit mir selbemo oder welcher Zeit ich sie gefrevelt mit mir selbst odo mit andremo — in unrechtero urteili, in unrechoder mit andern — in unrechtem Urtheil, in unrechtendo Stritte. — Ich gîho dir Trohtin, dar ich untem Streit. Ich gestehe dir Herr, daß ich Ohnmattigero, unti dero, de in Carcaro unti in andrenno mächtiger, und die, die im Kerker und in andern notin vuaron, ni ginvisota — dar ich di hungeren-Nöthen waren, nicht besucht — daß ich die hungernta ni gilabota, noch Turstiga ni gitraenta, noch Naden nicht gelabt, noch Durstige getränkt, noch Nakota ni givatta.
ckende bekleidet.

Ueber

Ueber die fixe Luft.

Es ist bei dieser Abhandlung weder meine Absicht etwas Vollständiges, noch etwas Neues zu liefern. Der einzige Vorzug, den ich ihr zu geben gesucht habe, ist allgemeine Faßlichkeit. Und wenn es mir gelungen ist, diese zu erreichen, so hoffe ich, von meinen Lesern, wegen der Mittheilung derselben, keinen Vorwurf zu verdienen. Gelehrte und Ungelehrte reden und schreiben seit ein paar Jahren so viel von der fixen Luft, daß nicht leicht ein denkender Mann dem Wunsche, sich von derselben einen deutlichen Begriff zu machen, widerstehen kann. Nun giebt es zwar auch Schriften genug, worin davon ausführlich gehandelt wird; allein theils sind sie weitläuftiger, als es zur bloßen Befriedigung der Neugierde nöthig ist; theils setzen sie immer so viele Kenntnisse der Chemie und Naturlehre voraus, daß sie für jeden dieser Wissenschaften Unkundigen gänzlich unverständlich sind. Hier aber ha-

be ich es mir — freilich hie und da auf Kosten der Genauigkeit — angelegen seyn lassen, die Wißbegierde zu befriedigen, ohne irgend einen Begrif voraus zu setzen, der nicht einem jeden aufgeklärten Kopfe schon durch den Gebrauch seines Verstandes im gemeinen Leben klar geworden wäre. Ich habe sogar, um dabei meiner Sache gewiß zu seyn, mein Manuscript nicht nur chemischen Layen, sondern auch Frauenzimmern zu lesen gegeben, und es nach ihren Fragen abgeändert.

Da das Wasser mit der Luft die größte Aehnlichkeit hat, aber besser, als sie, von unsern Sinnen kann wahrgenommen werden: so will ich von demselben sogleich ein paar Beispiele hernehmen, die ich bei den folgenden Erklärungen anwenden kann. Jedermann weiß, daß, wenn man einen Körper, der nicht allzudicht ist, ins Wasser legt, sich dieses in die Zwischenräume desselben eindrängt, und solche ausfüllt. Wählt man dazu einen Körper, der nicht durch das Wasser aufgelöset wird, z. B. Holz, Kork, Schwamm: so kann man das eingesogne Wasser

wie-

wiederum durch Auspressen oder Trocknen daraus vertreiben, und der Körper bleibt dabei, was er war, weil das Wasser in diesem Falle nicht zu dem Körper selbst gehörte (nicht ein Bestandtheil von ihm war); sondern sich blos in seinen Zwischenräumen aufhielt.

Dagegen nehme man einen Körper, zu dessen Bestandtheilen das Wasser gehört, so ist dasselbe mit allem übrigen, woraus er besteht, so genau und innig verbunden, daß der Körper aufhört ein solcher zu seyn, wenn dies Wasser von ihm geschieden wird. Dergleichen Körper ist z. B. die Milch. Daß in derselben etwas wäßriges befindlich ist, sieht Jedermann; aber es ist auch eben so klar, daß dies Wasser nicht, wie vorher beim Schwamm oder Kork, davon befreit werden kann, ohne daß sie aufhörte Milch zu seyn. Wenn man daher Milch hinstellt, daß sie sauer werde, oder diese Säure, durch Schütteln, hineingeworfenen Cremor Tartari und dergleichen, beschleunigt, so trennen sich die wäßrigten Theile von den fettigen, salzigen und irdigten; aber man hat auch keine Milch mehr, sondern die von ein=

einander geschiedenen Bestandtheile derselben: Wasser, Rahm, Käse.

Eine ähnliche Bewandnis hat es mit der Luft. Da dieselbe alle Naturkörper umgiebt, so dringt sie auch in die Zwischenräume derjenigen, welche nicht allzu dicht sind, ein. Wenn ein solcher Körper sehr locker ist: so kann man aus ihm einen großen Theil der Luft, wie das Wasser aus dem Schwamm, schon durch bloßes Zusammendrücken austreiben. Ist er fester, so kann man sie doch vermittelst der Luftpumpe aussaugen. In beiden Fällen bleibt aber der Körper, was er war, weil die Luft nicht zu ihm selbst gehörte, sondern sich nur in seinen Zwischenräumen befand. Macht sie dagegen bei einem Körper, ohngefehr wie das Wasser bei der Milch, einen Bestandtheil aus, so kann sie nicht von ihm geschieden werden, ohne daß er aufhört, derselbe zu seyn, und ein Körper von einer ganz andern Natur wird. Es ergiebt sich von selbst, daß diese Luft nicht von einem Körper getrennt werde, wenn man ihn zerstückt, und in das feinste Pulver zerreibt; denn jedes Stäubchen behält

noch

noch immer die Natur des Ganzen, und ist blos der Größe nach von ihm verschieden. Wollen wir ihm diese Luft entziehn; so müssen wir ihn auflösen oder zerstören.

Diejenige Luft nun, welche so innig mit den Bestandtheilen eines Körpers verbunden ist, daß sie ihn nicht verläßt, so lange seine Mischung nicht aufgehoben oder zerstöhrt wird, nennt man fixe (figirte, bleibende, feste, festgebundene) Luft. Und so viele Arten es giebt, die Naturkörper in ihre Bestandtheile zu zerlegen, so viele Hülfsmittel es auch, diese fixe Luft von den Körpern zu trennen, oder zu entbinden. Daher geschieht es durch die Auflösung in einer flüßigen Materie, durch Verbrennen, durch Gähren, durch Verwesen.

Es darf uns nicht wundern, daß diese Luft so lange unbekannt und ununtersucht blieb, ob sie gleich nicht nur fast bei allen chemischen Arbeiten, sondern von der Natur selbst immerdar entbunden wird. Es war nicht leicht, dieselbe zu entdecken, da sie sich dem Anblick entzieht,

und es ohnmöglich war, sie überall von der gemeinen, atmosphärischen Luft zu unterscheiden, welche den Erdboden allenthalben, also auch den Scheidekünstler bei seinen Arbeiten umgiebt. Man war indessen auch schon zu den ältesten Zeiten mit dem Daseyn dieser fixen Luft und einigen Eigenschaften derselben nicht unbekannt; nur wuste man sie nicht so habhaft zu werden, daß man sie hätte weiteren Versuchen unterwerfen können. Sobald man aber diese Entdeckung gemacht hatte; so fand man auch, daß die Luftarten, welche einen Bestandtheil der Körper abgeben, sehr verschieden sind, je nachdem sie aus verschiedenen Körpern erhalten, oder auf verschiedene Weise von denselben getrennt werden.

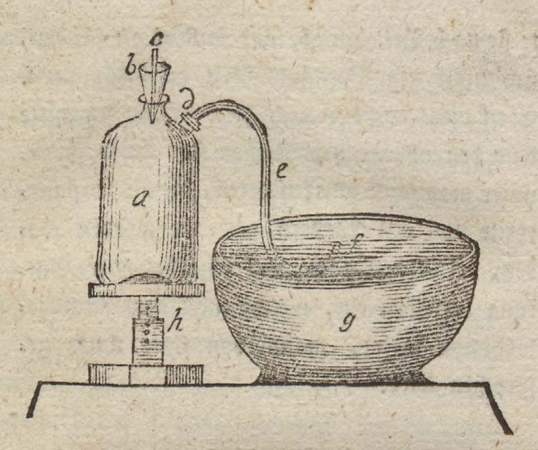
In allen Wissenschaften, die mathematischen ausgenommen, hat es von jeher viel Unheil, Mißverständnisse, Irrtümer und Streitigkeiten erregt, daß sich die Gelehrten nicht über die Bedeutung ihrer gebrauchten Wörter gehörig erklärten und vereinigten. In der Chemie war das immer am meisten Sitte. Man gab den Dingen willkürliche, sonderbare Namen, änder-

te sie nach Belieben ab, und fand es oft für gut, sich nicht um Verständlichkeit zu bekümmern. Eben dies geschahe auch hier. Man schränkte bald den allgemeinen Namen fixe Luft, worunter man sonst alle Luftarten, die als Bestandtheile von den Körpern getrennt worden waren, verstanden hatte, auf eine besondere Gattung derselben ein, welche man nun auch gewöhnlich meint, wann von fixer Luft gesprochen wird.

Ehe ich von den Eigenschaften derselben handele, will ich unter den vielen Arten, ihrer habhaft zu werden, mit Rücksicht auf die beigedruckte Zeichnung *), diejenige beschrieben, vermittelst welcher man die fixe Luft am kürzesten, und doch ziemlich rein, aus den Körper entbinden kann.

Man

*) Das Fußgestell h ist zwar nicht nothwendig, vermehrt aber die Bequemlichkeit, wenn man vermittelst desselben, die Flasche, wie hier, höher und niedriger stellen kann.



Man nimmt zu diesem Ende einen kalkartigen Körper, als Kalkstein, Marmor, Kreide, Muschelschalen u. s. w. oder einen laugensalzigen, als Weinsteinsalz, gereinigte Potasche u. dergl. schüttet denselben, und zwar (um Zeit zu ersparen) gestoßen in die gläserne Flasche a. Man gießt durch den Trichter b eine Säure, welche diesen Körper auflöset, z. E. verdünnte Vitriolsäure, und verschließt den Trichter mit dem gläsernen mattgeschliffenen Stöpsel c. Sobald die Säure den Körper aufzulösen anfängt, so verläßt die fixe Luft die Mischung, an welche sie sonst gebunden war und füllt den Raum der Flasche an.

Wenn

Wenn sie sich nun allmälig in größerer Menge entbindet, so hat sie nicht Platz in der Flasche, und sucht zu entfliehn; ist ihr aber oben beim Trichter aller Ausgang gehemmet: so kann sie nirgends entkommen, als durch die Oefnung des Glases bei d in die an das Glas geschraubte oder festgekittete Röhre d e f, wo sie denn durch die Oefnung f in die gemeine Luft übergeht. Um sie hier aufzufangen, bringt man die Röhre in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, dergleichen g ist, also, daß die Oefnung f mit Wasser bedeckt ist. Alsdann nimmt man eine mit reinem Wasser gefüllte Flasche, oder gewöhnliche Bouteille, kehrt sie, ohne gemeine Luft hineinsteigen zu lassen, so über der Oefnung f um, daß diese in die Mündung der Bouteille reicht, und beide unter Wasser stehen. Ist dies geschehen, so werden die aus dem aufgelöseten Körper entwickelten, und durch die Röhre entflohenen fixe Luftblasen nirgends einen Raum finden, sondern in die Bouteille steigen müssen. Dort steigen sie, als leichte Körper, in die Höhe, und verdrängen aus derselben so viel Wasser, als nöthig ist, damit sie ihren Raum einnehmen können.

Nach und nach etwickelt sich immer mehr fixe Luft, so daß sie mit der Zeit alles Wasser aus der Bouteille in das Gefäß g drängt, bis sie die ganze Bouteille allein erfüllt. Nimmt man nun diese behutsam von der Röhre ab, so daß ihre Mündung immer noch unter Wasser bleibt, und verstopft sie so mit einem Stöpsel vorsichtig genug, so hat man sie voll fixer Luft; und es ist dieselbe völlig rein, wenn man, ehe man sie auffing, erst etliche Blasen entfliehen ließ, weil diese noch mit der gemeinen Luft, welche zuerst das Gefäß a und die Röhre anfüllte, vermischt sind.

Die auf diese Art erhaltene Luft ist fixe Luft, nach der Erklärung, die wir vorhin von derselben gegeben haben; denn sie machte einen Bestandtheil des in die Flasche gelegten Körpers aus, den sie nicht anders, als da er ganz zerstöhrt, oder aufgelöset wurde, verließ.

So wie aber das aus der Milch geschiedene Wasser, welches wir gewöhnlich Molken nennen, nicht reines Wasser, wie z. B. das Regen- oder Flußwasser, ist; so ist auch die auf diese Art durch die Auflösung eines Körpers erhaltene Luft nicht rein, wie es etwa die gemeine (athmosphärische)

Luft ist; sondern sie zeichnet sich von dieser durch mancherlei höchst merkwürdige Eigenschaften aus.

I. Die fixe Luft ist nicht zum Einathmen tauglich, und es brennt kein Feuer in ihr. Wenn man unter einen mit derselben angefüllten Recipienten (gläserne Glocke) ein Thier setzt, oder ein Licht stellt, so stirbt das Thier augenblicklich, und das Licht erlischt. Man darf auch nur an einen Drath einen angezündeten Wachsstock befestigen, und ihn in eine mit fixer Luft gefüllte Flasche niedersenken, so wird man finden, daß die Flamme in dem Augenblicke erlischt, sobald sie aus der gemeinen Luft in die fixe kommt. In Ansehung des durch die Einathmung derselben erfolgenden Todes der Thiere muß ich noch bemerken, daß einige Geschöpfe schneller, andere langsamer davon getödtet werden. Vögel z. B. pflegen früher, als Hunde, und diese eher als Mäuse zu sterben. Die Amphibien halten ziemlich lange darin aus, und am allerlängsten die Insecten. Sogar in Ansehung des Alters bemerkt man den Unterschied, daß die jüngeren Thiere mehr fixe Luft einathmen können, als die

ren, ohne zu sterben. Auch scheint es, daß sich die Lungen allmälig ein wenig daran gewöhnen; denn wenn man ein Thier sogleich, als es in der fixen Luft dem Tode nahe gebracht ist, wieder der freien Luft aussetzt, so pflegt es nicht nur aufzuleben, sondern kann auch sodann neue Versuche mit weniger Lebensgefahr ertragen.

Schon die Alten hatten von der tödtenden Eigenschaft dieser Luft Erfahrungen. In vielen Autoren finden wir Erwähnung davon. Sie pflegen sie mephitische Luft zu nennen, weil man sie, vielleicht zuerst, über einem Pfuhl neben dem Tempel der Göttin Mephitis entdeckte. Bei den Römern war der Fons Albuneus *) bei Tivoli, jetzt Aqua Zolfa, besonders berühmt. Da sie zu wenige Erfahrungen neben einander stellen konnten, und die künstliche Entbindung dieser Luft gar nicht kannten; so konnten sie kaum anders,

*) At rex sollicitus monstris, Oracula Fauni
Fatidici genitoris adit: lucosque sub alta
Consulit Albunea; nemorum quae maxima sacro
Fonte sonat, saevamque exhalat opaca mephitim.

Virgil. Aeneid. l. VII v. 81 seqq.

anders, als die seltsamen Erscheinungen durch abergläubische Hirngespinste erklären. In den spätern Zeiten fiel zwar der Glaube an diese Mährchen hinweg; allein noch blieb immer die Erscheinung selbst ein Räthsel. Es ist bekannt genug, wie viele vergebliche Mühe man sich gegeben hat, den Grund zu entdecken, warum die in der berüchtigten Hundsgrotte bei Solfatara befindliche Luft den Hunden und andern Thieren tödtlich, den Menschen aber und großen vierfüßigen Geschöpfen unschädlicher wäre. Man machte an andern, der Hundsgrotte ähnlichen Oertern, eine ähnliche Bemerkung, und wuste sie nicht zu erklären. Jetzt aber sehen wir den Grund davon deutlich ein; denn seitdem wir Mittel haben, diese Luft, so oft wir wollen, zu entbinden, und sie von der gemeinen Luft abgesondert zu behandeln, sind wir auch im Stande gewesen, ihren sonstigen Eigenschaften weiter nach zu spüren. Und dabei fand es sich, daß

II. die fixe Luft beträchtlich schwerer ist, als die gemeine, oder athmosphärische Luft. Hiervon kann man sich augenscheinlich überzeugen, wenn man erst eine Flasche, in welcher gemeine

Luft ist, wiegt, sie dann auf die vorhin beschriebene Art mit fixer Luft anfüllt, und abermals auf die Wage bringt. Ist die Wage fein genug, so wird sichs ergeben, daß das Gewicht der letztern sich zu der erstern ohngefähr verhält, wie 6 zu 1. Selbst, ohne dies Wiegen vorzunehmen, kann man die größere (specifische) Schwere der fixen Luft abnehmen, weil sie sich in die gemeine Luft, wie Wasser, ausgießen läßt. Man stelle, um sich den Versuch augenscheinlich zu machen, ein brennendes Licht in ein Glas, welches oben eine weite Oefnung hat, z. E. in ein gewöhnliches Bierglas; man gieße alsdann aus einer Flasche, welche mit fixer Luft gefüllt ist, solche auf das Licht, und sogleich wird die Flamme erlöschen, selbst wenn man die Oefnung der Flasche in einer beträchtlichen Höhe über dem Glase hält. Noch auffallender ist es, wenn man von zwei Gläsern, die von gleichem Inhalte sind, und oben nicht eine allzuweite Oefnung haben, das eine mit fixer Luft anfüllt, das andere aber in der freien Luft offen stehen läßt. In jenem erlischt nothwendiger Weise jegliche Flamme im Augenblicke, in diesem brennt sie, wie überall in

der freien Luft; gießt man aber jenes darin aus, so erlischt hier die Flamme, und dort erhält sich nun ein brennendes Licht, zum Beweise, daß die fixe Luft vermöge ihrer eigentümlichen Schwere sich, wie Wasser, völlig aus einem Gefäße in das andere gießen läßt, und die gemeine Luft aufwärts zu treiben im Stande ist. Sie vermischt sich daher auch nicht leicht mit dieser, sondern man kann ein mit ihr gefülltes Gefäß etliche Minuten lang offen stehen lassen, ehe bis auf dem Boden nieder ein Licht brennen will.

Diese eigentümliche Schwere der fixen Luft dient uns nun, die Erscheinung zu erklären, daß Hunde und andere kleine Thiere in den angeführten Hölen getödtet, Menschen aber, und große Geschöpfe überhaupt, sich ohne so große Gefahr darin aufhalten können. Die in den Hölen befindliche tödtende Luft nimmt nämlich, vermöge ihrer größeren Schwere, blos die untersten Lagen ein, und ist oberwärts schon genug mit gemeiner Luft vermischt, um denen Thieren, die dort ihren Athem einziehen, weniger tödlich zu seyn. Den genausten Beobachtungen zufolge, erhebt sich die fixe Luft nur etwa einen oder zwei Fuß

über den Boden, oder über die Oberfläche der sie ausdünstenden Gewässer und Sümpfe.

Wie wohlthätig hat also auch hierin der Schöpfer für den Menschen gesorgt. Seine aufgerichtete Gestalt erhebt ihn über den unsichtbaren Tod, der zu seinen Füßen die Erde bedeckt! Damit aber auch diese Gegenden nicht öde wären, schuf Gott kleine Wesen, die Insecten, deren körperlicher Bau ihnen dort das Athmen unschädlich macht. Ich merke bei dieser Gelegenheit an, daß es also an Oertern, wo man ohne Gefahr gehen kann, tödlich seyn könne, auf der Erde zu schlafen; weil man, im Liegen auf dem Boden, diese fixe Luft, die etwa da entwickelt wird, und nahe an der Erde schwebt, einathmet.

III. **Die fixe Luft läßt sich mit Wasser mischen**, welches die gemeine Luft nicht thut. Man hat Maschinen erfunden, um theils diese Mischung zu erleichtern, theils die Menge der vom Wasser aufgenommenen fixen Luft anschaulich zu machen, theils auch zu bestimmen, ob das Wasser mit derselben völlig gesättigt ist, das heißt, ob es nicht noch mehrere aufnehmen kann. Wenn es aber hierum nicht so sehr zu thun ist;

so

so kann man sich begnügen, in einer Flasche, worin man, nach der vorhin angegebenen Verfahrungsart, fixe Luft aufgefangen hat, etwa den vierten Theil des Wassers, welches sie vorher ganz anfüllte, zurück zu lassen, sie sodann unter dem Wasser im Gefäße g sorgfältig zu verschliessen*), und etwa fünf Minuten lang zu schütteln. Bei diesem Verfahren wird die Luft mit dem Wasser hinlänglich, und beinahe bis zur Sättigung gemischt, und man erhält ein mit fixer Luft geschwängertes Wasser, welches um so viel reiner und besser ist, wenn man ein abgekochtes, oder destillirtes Wasser dazu anwendet.

Ein solches mit fixer Luft geschwängertes Wasser hat einen säuerlichen Geschmack. Daß

*) Man thut überhaupt wohl, wenn man jedesmal, — es sei denn, daß eine sonstige Ursach es nicht erlaubt, z. E. wenn man die Luft wiegen wollte, — einen kleinen Theil Wasser noch im Halse der Flasche übrig läßt, sie sodann verstopft, und sie immer, so lange man sie aufheben will, umgekehrt auf dem Pfropfe stehen läßt. Dadurch wird das Eindringen der gemeinen Luft in die Flasche völlig verhindert.

dies nicht etwa von der Säure, mit welcher der Körper in der Flasche a aufgelöset worden, sondern von der fixen Luft herrührt, ist außer allem Zweifel, seitdem man diesen säuerlichen Geschmack auch dann entdeckt hat, wenn man die zum Anschwängern des Wassers angewendete Luft nicht durch Säuren, sondern auf andere Arten z. E. durchs Feuer, und durch die Gährung aus den Körper entbunden hatte. Ueberdies haben auch angestellte Versuche gelehrt, daß die Säure dieses Wassers von einer ganz andern Natur sei, als die zur Entwickelung der fixen Luft gebrauchten Säuren waren. Und hierdurch hat man sich überzeugt, daß

IV) die fixe Luft eine **eigentümliche Säure** enthält. Die Chemiker haben von den Säuren folgende Haupteigenschaften, als unterscheidende Merkmale, festgesetzt. 1) Sie haben einen sauren Geschmack, 2) sie färben die blauen Pflanzensäfte roth, 3) sie verbinden sich mit den Laugensalzen, mit den absorbirenden (alkalischen) Erdarten, mit den Metallen, und sättigen sich damit zu eigentlichen oder uneigentlich sogenannten Mittelsalzen, 4) sie schlagen die

in

in den laugensalzigen Flüssigkeiten gemachten Auflösungen nieder. Daß die fixe Luft diese Eigenschaften besitze, will ich durch folgende Versuche zeigen.

1) Was den Geschmack betrift, so setzt das eben angeführte Wasser die Sache außer allen Zweifel. Nur merke ich hier noch an, daß dies Wasser, wenn es sehr kalt ist, nicht so scharf säuerlich schmeckt, als wenn es mehr temperirt ist. Die Ursach davon läßt sich aus andern Erfahrungen leicht erklären. Es ist nämlich ein allgemeines Gesetz, daß die Mittelsalze, (das ist, solche Körper, in denen eine Säure mit einem andern Körper, durch welchen sie gebrochen oder abgestumpft wird, innig gemischt ist) immer weniger Geschmack und Geruch zeigen, je genauer und inniger ihre Mischung ist. Der Gips z. B. ohnerachtet er einen großen Antheil von Vitriolsäure enthält, hat gar keinen Geschmack, weil in ihm die Mischung der Kalkerde und dieser scharfen Säure, höchst genau ist. Auf eine ähnliche Art hat das ganz kalte, mit fixer Luft geschwängerte Wasser nur wenig Geschmack,

weil

weil in ihm die Luft sehr fest an das Wasser gebunden ist; in dem temperirten Zustande des Wassers ist sie dagegen loser daran gebunden, und verräth sich alsdann durch einen schärfern Geschmack. Daß in der That die Wärme die Verbindung der fixen Luft mit dem Wasser lockerer macht, bestätigt sich durch die Erfahrung, daß durch die Hitze nach und nach die fixe Luft von dem Wasser weggetrieben wird. Durch ein anhaltendes Kochen, welches aber etwa eine halbe Stunde fortgesetzt werden muß, kann man sie völlig davon scheiden. Eben dies geschieht durch das Gefrieren des Wassers zu Eis. Doch friert das mit fixer Luft geschwängerte nicht so leicht, als das gemeine Wasser; aber es verliert auch den größten Antheil der ihm mitgetheilten Luft, wenn man es blos in einem Gefäße eine Zeitlang offen stehen läßt.

2) Die fixe Luft beweiset sich als eine Säure, indem sie die blauen Pflanzensäfte roth färbt. Man nehme zu dem Ende ein wenig Lackmus, löse denselben in destillirtem Wasser auf, so daß die Auflösung eine himmelblaue Farbe erhält,

man

man lasse alsdann ein wenig fixe Luft in eine mit dieser blauen Auflösung angefüllte Flasche gehen, oder man gieße mit ihr angeschwängertes Wasser hinein; und sogleich wird man gewahr werden, daß die Farbe des Lackmus sich röthet. Läßt man diese Mischung einige Zeit in freier Luft offen stehen; so verschwindet die Röthe wieder in eben dem Maße, in welchem sich, nach der vorhin gemachten Bemerkung, die fixe Luft von dem Wasser allmälig scheidet. Man kann hierauf denselben Versuch mit eben der Auflösung mehrere male wiederholen.

Der Violensyrup und andere blaue Pflanzensäfte werden zwar von der fixen Luft nicht geröthet; aber das beweiset weiter nichts, als daß die ihr beiwohnende Säure nur schwach ist. Die übrigen starken Säuren sind ja ohnehin auch nicht alle fähig, jeden blauen Pflanzensaft roth zu färben. Der destillirte Weinessig z. B. verändert zwar den Violensyrup, aber nicht das blaue Zuckerpapier, und die Farbe des Indigo widersteht sogar der concentrirtesten Vitriolsäure.

3) Die

3) Die fixe Luft verbindet sich mit den Laugensalzen und mit den absorbirenden Erden, welche dadurch der Natur der Mittelsalze einigermaßen nahe gebracht werden. Unter den vielen Versuchen, welche darüber sind angestellt worden, will ich nur folgende zwei hersetzen.

Man löse Weinsteinsalz in Wasser, welches mit fixer Luft geschwängert ist, auf, und stelle diese Auflösung an einen trocknen Ort in einer flachen Schüssel hin: so werden Crystallen anschießen, die eine viereckige zugespitzte Figur haben, und in gewisser Rücksicht, als Mittelsalze anzusehn sind.

Ferner, man nehme Kalkwasser (d. i. eine Auflösung des gebrannten Kalks in destillirtem Wasser) man vermische dasselbe mit Wasser, welches mit fixer Luft geschwängert ist, und das Kalkwasser wird anfangen sich zu trüben, bis sich endlich ein weißer Niederschlag auf dem Boden ansetzt. Dieser Niederschlag ist nichts anders, als ungelöschter Kalk, der sich folglich, als ein Mittelsalz aus fixer Luft und der Kalk-Erde (welche zu den absorbirenden Erden, wie ich sie oben genannt habe,

gehört,)

gehört,) ansehen läßt. Noch mehr bestätigt sich dies, wenn man folgende zwei Erfahrungen gegen einader hält.

Man schütte gebrannten Kalk in das oben beschriebene Gefäß a, gieße verdünnte Vitriolsäure darauf, und verfahre in allem, wie S. 224 u. f. beschrieben ist, und es wird sich keine fixe Luft entbinden. Man nehme dagegen das nun aus dem Kalkwasser, vermittelst der Beimischung der fixen Luft enthaltene Kalkpulver, und verfahre auf eben die Art. Sogleich wird sich aus demselben die fixe Luft entwickeln, die ihm aus dem mit ihr angeschwängerten Wasser mitgetheilt worden ist.

Diese Versuche sind um desto merkwürdiger, da sie eine deutliche Erklärung des Kalkbrennens und Kalklöschens darbieten. Im rohen Kalkstein ist eine große Menge fixe Luft enthalten, welches augenscheinlich ist, da man aus demselben, vermittelst der Vitriolsäure, auf die angezeigte Art (und auch durch andere Wege, wovon ich nachher reden werde) eine große Quantität derselben entwickeln kann. Wenn der Kalk gebrannt wird; so wird die fixe Luft durch das

Feuer

Feuer daraus vertrieben. In dem Kalke werden dadurch die irdigten Bestandtheile, welche sonst die fixe Luft vereinigte, gleichsam getrennt; sie hängen nun lockerer zusammen, so daß das Wasser, welches beim Löschen aufgegossen wird, sie leicht ganz zersetzen, und in seine eigenen Zwischenräume aufnehmen kann. Die dabei entstehende Hitze kann auf zweierlei Art erklärt werden. Man kann entweder annehmen, daß die Materie der Hitze die Stelle der fixen Luft, die sonst im Kalksteine enthalten war, eingenommen hat, und nun mit dem dabei gewöhnlichen Brausen entflieht, wenn das Wasser sie vertreibt; oder daß die durch das Eindringen des Wassers in den Stein entstandene Reibung die Hitze verursacht, und diese einen Theil des Wassers in Dünste verwandelt, und so den Dampf erregt *). Weiter unten wird sichs auch erklären, warum der gebrannte Kalk, wenn er lange der freien Luft

*) Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, welche von beiden Theorien die meisten Gründe für sich habe, ohnerachtet es wol nicht schwer seyn möchte, die erstere fast unwidersprechlich zu unterstützen.

Luft ausgesetzt bleibt, die Natur des rohen Kalksteins zum Theil wieder erhält.

Ich kehre wieder zu dem Beweise zurück, daß sich die fixe Luft als eine Säure beweiset, und unterstütze dies noch mit der Erfahrung, daß sie auch die Metalle aufzulösen im Stande ist. Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Zink sind unter den Metallen diejenigen, die der fixen Luft am wenigsten widerstehen können. Man feilt, um diese Metalle aufzulösen, sie in so kleine Theile als möglich, schüttet sie in ein Glas, welches mit dem von fixer Luft geschwängerten Wasser angefüllt ist, verschließt das Glas so genau als möglich, und stellt es an einem kalten Orte einige Tage hin, und zwar aus dem in der Anmerkung S. 233 angeführten Grunde so, daß sie auf dem Stöpsel steht. Oefnet man es alsdann, so hat das Wasser einen Theil des hineingethanen Metalls aufgelöset.

Um sich zu überzeugen, daß wirklich das Metall die auflösende Kraft der fixen Luft empfunden habe, so darf man nur das Wasser klar abgießen, und es in einem offenen Gefäße auf einem Kohlenfeuer der Hitze aussetzen. Ehe es

an zu kochen fängt, entflieht schon, nach S. 236, der größte Theil der fixen Luft, welche das Metall aufgelöset erhielt, und dieses fällt in dem Wasser zu Boden.

Weil indessen ein solcher metallischer Niederschlag in kleinen Quantitäten nicht sehr sichtbar ist; so giebt uns die Scheidekunst noch andere Kunstgriffe an, um uns von einer geschehenen Auflösung des Metalls in dem mit fixer Luft geschwängerten Wasser zu überführen. Hat man Eisen darin aufgelöset; so wird die Auflösung, wenn man kleingeschnittene Galläpfel hinzuthut, braunroth, oder schwarz, je nachdem viel oder wenig aufgelöset ist. Hat man Blei aufgelöset; so wird die Auflösung schwarz, wenn man flüchtige Schwefelleber hineingießt; und sie wird blau, wenn Kupfer darin aufgelöset ist, und flüchtiges Alkali hinzugesetzt wird.

4) Die fixe Luft beweiset sich als eine Säure, indem sie die in einer laugensalzigen Flüssigkeit aufgelöseten Körper niederschlägt. Seife z. B. ist ein Körper, in welchem das Fett von Thieren, oder aus Pflanzen, mit einem Laugensalze so innig verbunden ist, daß es nun

fähig

fähig wird, mit Wasser, Weingeist, u. dergl. aufgelöset zu werden. Läßt man diese Seife in destillirtem Wasser zergehen, so daß man eine klare Flüßigkeit erhält, und gießet sodann mit fixer Luft geschwängertes Wasser zu: so wird die Verbindung des Laugensalzes und des Fettes getrennt, die fixe Luft vereiniget sich mit dem ersteren, und letzteres scheidet sich in der Gestalt von Flocken aus.

Diese Versuche mögen genug seyn, um es zu bestätigen, daß die fixe **Luft** in der That eine ihr eigentümliche Säure enthalte. Es haben ihr daher auch Chemisten vom ersten Range, als der Ritter Bergmann zu Upsal *) den Namen der **Luftsäure** (Acidum aëreum) beigelegt, und es wäre zu wünschen, daß dieser Name allgemein eingeführt würde, weil der unschickliche Name fixe **Luft** nur immer zu Verwirrungen Anlaß giebt.

Wenn es vielleicht scheint, als wäre ich bei der Abhandlung von der Säure dieser Luftart

 mei-

*) S. dessen Commentationes Chemicae, e secundo nouorum societatis reg. Scient Ups. Actorum tomo excerptae. Upsaliae. 1775.

meinem Hauptaugenmerk, allgemein verständlich zu werden, ungetreu geworden: so muß ich erinnern, daß ich manches mit Fleiß hinzugesetzt habe, welches nur dem völlig einleuchten kann, der mit größerer Aufmerksamkeit, vielleicht mehr, als einmal, lieset, jeden einzelnen Satz mit dem Ganzen zusammendenkt, und allenfalls die angeführten Versuche nachmacht. Der blos Neugierige wird sich ohnehin damit begnügen, wenn er nur die Resultate der Untersuchungen weis, und die, hoffe ich, sind verständlich genug vorgetragen. Ich hätte mehr, als einen Band anfüllen müssen, wenn ich jedesmal ganz umständlich erklären, und jeden Beweis hätte weiter zergliedern wollen. Und kürzer wollte ich doch auch nicht gern seyn, da die Anwendung von diesen Beobachtungen so sehr interessant ist. Denn es gründet sich hierauf die richtige Kenntnis von der Natur des Sauerbrunnen.

Wenn man das Wasser, welches mit fixer Luft, oder, wie wir sie nun nennen wollen, mit Luftsäure geschwängert ist, kostet, so wird man finden, daß der Geschmack desselben, dem Sauerbrunnen sehr nahe kommt. Schon dies giebt eine

eine starke Vermuthung, daß der Geist dieser Brunnen nichts anders, als fixe Luft, sei. Diese Vermuthung wird aber bis zur Gewißheit erhoben, wenn man sich durch Versuche überzeugt, daß die aus den Gesundbrunnen erhaltene Luft in allen Stücken mit der aus andern Körpern erhaltenen Luftsäure übereinkommt.

Man nehme in dieser Absicht Pyrmonter, oder Egersches, Selzer, Mainberger, Spaa Wasser, gieße etwas davon in die Flasche a und stelle diese, nachdem sie wohl verstopft worden, über eine gelinde Hitze, welche man durch eine Lampe am besten hervorbringen kann. Sobald das in der Flasche enthaltene mineralische Wasser erhitzt wird, fängt, nach S. 236, die Luftsäure an sich daraus zu entwickeln, und entflieht durch die Röhre, wo man sie denn, auf die Art, welche S. 225. angeführt ist, auffangen kann.

Mit der auf diese Art entbundenen Luftsäure kann man eben die Versuche machen, welche ich bisher angeführt habe, um sich zu überzeugen, daß sie in allen Stücken der aus den Laugensalzen und kalkartigen Erden erhaltenen gleich ist. Stellt man eine Flasche mit minera-

lischem Wasser offen hin; so entflieht, wie aus dem künstlich geschwängerten Wasser, die darin enthaltene fixe Luft, und es wird unschmackhaft und kraftlos. Daher kommt es auch, daß über dem Gesundbrunnen zu Pyrmont beständig durch die bloße Wärme der Atmosphäre immerdar Luftsäure entwickelt wird, die auch da, vermöge ihrer eigentümlichen Schwere die unterste Lage über der Oberfläche des Wassers einnimmt, und nicht über einen Fuß hoch zu steigen pflegt, weswegen Gänse und Schwäne, vermöge ihres langen aufgerichteten Halses, ohne Todesgefahr darauf schwimmen können.

Diese Entdeckung, daß der Geist der Sauerbrunnen nichts anders, als unsere Luftsäure ist, hat die Chemisten in den Stand gesetzt, die Bestandtheile der mineralischen Wasser genauer zu untersuchen, und sie durch die Kunst mit glücklichem Erfolge nachzumachen *). Es ist seltsam, daß von diesen künstlichen Sauerbrunnen

*) S. davon Analysis et Synthesis chemica aquarum Selteranarum, Spadanarum et Pyrmontanarum in Actis Acad. R. Stockh. 1775.

nen nicht allgemeiner Gebrauch gemacht wird, da sie wohlfeiler sind, als die natürlichen, ihnen an Heilkräften gleichkommen, und vor ihnen nicht nur den Vorzug haben, daß man sie überall frisch und zu jeder Zeit bekommen kann; sondern daß sie auch nicht, wie jene, der Gesundheit unzuträgliche, aufgelösete Erden, z. B. Gyps enthalten, der doch im Pyrmonterwasser in einer beträchtlichen Menge vorhanden ist.

Es ist noch übrig, das ich noch einer höchst merkwürdigen Eigenschaft der fixen Luft erwähne. Sie hat nämlich

V. die Kraft, der Fäulniß zu widerstehen. Man hänge ein Stück Fleisch in eine Flasche, welche mit der Luftsäure gefüllt ist, verschließe dieselbe wohl, und lasse sie eine geraume Zeit hindurch stehen; so wird man finden, daß das Fleisch kein Zeichen der Fäulung an sich habe. Ja sogar ein Stück Fleisch, welches schon anfängt, in Fäulniß überzugehen, oder welches, wie man hier spricht, schon angegangen ist, verliert seinen faulen Geruch, und bekömmt seine vorige Röthe und Festigkeit wieder, wenn es einige Tage in der Luftsäure hängt.

Es ist jedoch hierbei zu bemerken, daß die Luftsäure diese Kraft der Fäulniß zu widerstehen in einem höhern oder geringern Grade besitze, je nachdem sie aus einem oder dem andern Körper durch eine oder die andere Säure, entbunden worden.

Man konnte von dieser Eigenschaft der Luftsäure, sobald man sie entdeckt hatte, allerdings viele glückliche Wirkungen in allerlei Krankheiten erwarten. Die Aerzte, vornemlich in England, fingen auch früh genug an, Versuche damit anzustellen, und fanden in manchen Fällen ihre Erwartung nicht betrogen. Es scheint indessen, daß in diesem Felde noch sehr viele gemeinnützige Entdeckungen gemacht werden können.

In Priestley's Versuchen und Beobachtungen über die verschiedenen Gattungen der Luft findet man mancherlei Methoden, deren man sich in England bedient hat, um von der fixen Luft zum Nutzen der Kranken Gebrauch zu machen. Ich überlasse es dem Leser, wenn er nähere Nachricht davon zu haben wünscht, dies Werk nachzulesen, da ich hier durch eine umständ-

ständlichere Erzählung zu weit von meinen Ziele abgeführt werden möchte.

Ich habe schon einigemale der Art, auch durch die Gährung fixe Luft zu entbinden erwähnt, und muß also noch bemerken, daß man hierzu der größern Bequemlichkeit halber, ein eigenes Instrument gebrauchen kann, um die sich allmälig aus der gährenden Materie entwickelnde Luft aufzufangen. Herr Prof. Achard beschreibt *) dasjenige, welches er zu diesem Ende angewendet hat, mit folgenden Worten.

„Es bestehet in einer gläsernen Flasche, deren Größe willkürlich ist. In die Oefnung dieser Flasche kittet man das eine Ende einer, wie ein halber Cirkel gebogenen, gläsernen Röhre, deren anderes Ende in die Oefnung einer andern Flasche, welche wenigstens viermal größer, als die erste, eingekittet ist **). In diese letzten Flasche ist noch eine an beiden Enden offene gläserne

*) S. dessen chymisch physische Schriften. S. 131.

**) Ich habe hierzu keinen bessern Kitt gefunden, als den sogenannten armenischen Bolus, der mit Oelfirnis zu einem Teig gemacht ist.

serne Röhre eingekittet, die etwas aus der Oef- nung hervorsteht, und so lang seyn muß, daß sie beinahe den Boden der Flasche berührt."

„Will man nun von diesem Instrumente Gebrauch machen, so füllet man die größte Flasche mit Wasser, worauf man (damit das Wasser nicht so viele Luftsäure in sich nehme) etliche Tropfen Oel gießt. In die kleinere Flasche thut man die Sachen, durch deren Gährung man fixe Luft erhalten will; wobei zu bemerken ist, daß zum wenigsten der dritte Theil der Flasche ledig bleiben muß, weil die meisten Substanzen sich bei der Gährung stark ausdehnen."

„Will man die Gährung, und folglich die Entwickelung der fixen Luft beschleunigen: so setze man die Flasche, welche die gährende Substanzen enthält, in warmen Sand, oder erwärme sie auf eine andere beliebige Art."

„Die Luft, welche sich bei der Gährung befreiet, geht durch die gläserne Röhre, welche beide Gläser verbindet, in die grosse Flasche, und treibt das darin befindliche Wasser durch die andere in die Oefnung dieses Glases gekittete, und bis auf den Grund reichende gläserne Röhre."

Es

Es entwickelt sich die Luftsäure aus allen gährenden Dingen, aus dem Most, der Würze (ungegornes Bier) eingerührtem Brodteich, Meth, klein geschnittenem mit Wasser übergossenen Obste, und dergleichen. Es folgt aber auch zugleich daraus, wie ungesund es ist, an solchen Oertern zu seyn, wo dergleichen Gährung geschieht, wenn die freie Luft nicht einen hinlänglichen Zugang hat. Indessen ist ein Gefäß, in welchem eine große Menge gährender Materien enthalten ist, z. E. ein Bottich, in welchem Bier gährt, das bequemste Mittel, fixe Luft zu erhalten. Man kann zu dem Ende eine Schale auf dem Biere schwimmen lassen, und in dieselbe eine Flasche Wasser, ihr so nahe, als möglich, ausgießen, da denn keine andere, als die sich durch die Gährung entwickelnde Luftsäure, an die Stelle des Wassers in die Flasche hineintreten kann. Es versteht sich von selbst, daß man wohl thut, wenn man noch etwas Wasser in dem Halse der Flasche zurück läßt, und sie sodann verstopft.

Von der Verfahrungsart, deren man sich bedienet, um durch das Feuer die Luftsäure aus den Körper zu entwickeln, und sie aufzufangen,

sage

sage ich deswegen weiter nichts, weil sie theils zu umständlich für den bloßen Liebhaber ist, theils auch mancherlei Vorsichtsregeln voraussetzt.

In allen diesen Körpern, woraus die Luftsäure kann entbunden werden, ist sie fixirt, oder gebunden, und daher ihrer Schnellkraft gänzlich beraubt. Sie findet sich aber auch frei und ungebunden, und zwar in unserer atmosphärischen Luft, deren funfzehnten bis sechzehnten Theil sie ausmacht; weswegen sie mit desto größerem Rechte Luft- oder athmosphärische Säure heist. Dies muß man um so weniger übersehen, da sich hieraus sehr viele merkwürdige Erscheinungen erklären lassen. Ich will nur einige derselben anführen.

1) Die Luft ist in der Höhe gesunder, als nahe an der Erde, weil die in der Atmosphäre befindliche Luftsäure, vermöge ihrer größeren specifischen Schwere, sich immerhin niederwärts senkt.

2) Der gebrannte Kalk, wenn er lange in der freien Luft gelegen hat, verliert seine Eigenschaft

vom

vom Wasser gelöscht und aufgelöset zu werden, weil er nach und nach aus der Luft die in ihr befindliche Luftsäure einsaugt, und dadurch wiederum seinem ersten rohen Zustande ähnlich wird.

3) Abgekochtes Wasser verliert seinen faden Geschmack, wenn es einige Zeit an der freien Luft gestanden hat; denn es zieht allmälig wieder so viel Luftsäure aus der Atmosphäre in sich, als es in seinem frischen Zustande hatte.

Ueberhaupt ist in jedem Fließ- und Quellwasser von Natur etwas Luftsäure enthalten. Diese ist es, die die kalkartige Erde, welche das Wasser mit sich führt, auflöset. Wenn daher das Wasser gekocht, und dadurch die fixe Luft von demselben verjagt wird, so scheidet sich die Erde wieder von dem Wasser. Man kann sich hiervon sehr leicht überzeugen, wenn man den Tuffstein betrachtet, der sich wie eine weiße Rinde in den Theekesseln anzulegen pflegt, und gewöhnlich falsch Salpeter genannt wird.

Für diejenigen, welche Wasser zu trinken gewohnt sind, ist diese Bemerkung um desto wichtiger

tiger, wenn sie an Oertern leben, wo das Wasser vornehmlich reichhaltig an aufgelösetem Kalkstein ist. Dieser Kalkstein ist der Gesundheit nicht zuträglich. Um ihn aus dem Wasser zu scheiden, darf man es also blos abkochen. Das Wasser erhält aber dann einen matten, faden Geschmack, den man ihm benehmen kann, wenn man ein weites Gefäß mit demselben anfüllt, und es, blos leicht bedeckt, damit kein Staub hineinfällt, offen etliche Tage an der freien Luft stehen läßt. Nach eben diesen Grundsätzen kann man der Klage über Härte des Wassers, an denen Orten, die an Fließwasser Mangel haben, abhelfen; wenn man das Brunnenwasser, ehe es gebraucht werden soll, etwa eine halbe Stunde, stark kocht, es dann erkalten läßt, und es klar von dem entstandenen Bodensatze abgießt, wodurch es dann zum Waschen, Kochen u. s. w. so gut, als Fließwasser, brauchbar, oder weich wird.

Dies mag nun hinreichend seyn, um dem Leser, der eine solche Belehrung wünschte, von der Luftsäure, die man gemeinhin fixe Luft

nennt,

nennt, einen richtigen Begrif zu geben. Damit sich aber niemand wundere, warum ich vorhin den Namen fixe Luft einen unschicklichen Namen genannt habe: so ist zu wissen, daß nicht alle Luft, welche als ein Bestandtheil der Körper in einem fixen oder figirten Zustande angetroffen wird, und aus ihnen künstlich entbunden werden kann, diese Luftsäure ist. Es werden vielmehr verschiedene Luftarten, als figirte, (feste, gebundene) Bestandtheile in mancherlei Substanzen gefunden, und auf mancherlei Art aus ihnen entwickelt, welche von ganz anderer Natur sind, als die, von der wir eben gehandelt haben. Für diese alle könnte man mit mehrerem Rechte den allgemeinen Namen der fixen oder figirten Luft widmen, und dann jede Gattung derselben, folglich auch die Luftsäure, durch einen eigenen Namen von der andern auszeichnen, wie man dies bei der dephlogisticirten, oder reinen, bei der phlogisticirten, brennbaren u. s. w. bereits gethan hat. Sie unter dem Namen der künstlichen Luftarten zu begreifen, geht deswegen nicht wohl an, weil auch die Natur dieselben erzeugt, und

sie

sie in der That meistentheils alle in unserer Athmosphäre vereinigt sind.

Sollte ich finden, daß dieser Aufsatz meinen Lesern Vergnügen verursacht: so will ich mich in dem folgenden Theile auch von den übrigen fixen Luftgattungen mit ihnen unterhalten.



Das

Das sieben und zwanzigste Lied des Petrarcha.

Klare, kühle und sanfte Quelle, an der diejenige ihre schönen Glieder auszuruhen pflegt, die mir alleine nur Weib scheint! holder Stamm! (mit Seufzen denke ich dich!) an den sie ihren schönen Körper lehnte! ihr Blumen! ihr Kräuter! von ihren netten Kleide gleich ihren Busen bedeckt! heilige, heitere Luft, in der die Liebe meine Augen entschloß! leiht meinen letzten schmerzhaften Klagen, leiht ihnen geneigtes Gehör!

Heischt es mein Schicksal, und ist es der Wille des Himmels, daß die Liebe diese thränenvollen Augen einst schliest, so vergönnt dem elenden Körper einige Gnade, und die ihm verlassende Seele kehre zu ihren eigenthümlichen Aufenthalt zurücke! Begleitet mich diese Hofnung bis zum letzten wichtigen Schritte, so kann mein matter Geist in keinen stillern Hafen, in keine ruhigere Gruft seinem gequälten Körper entfliehn.

Vielleicht kömmt einst der Tag, daß die schöne Grausame zur gewöhnlichen Gegend zurückkömmt, und mit freudig-begierigen Blick dort mich sucht, wo sie am seegenvollen Tage *) zuerst mich erblickte: bemerkt sie dann meine

*) Petrarch sahe Lauren zum erstenmale am Charfreytage.

meine Asche unter diesen Steinen, dann presse, o Liebe! Mitleid und Seufzer ihr aus, daß sie Gnade für mich erflehe, und mit Thränen, die ihr Schleyer trinkt, den Himmel zur Vergebung zwinge.

Sanfte Erinnerung! von schönen Zweigen sank ein Blüthenregen in ihren Schooß; und sie, vom verliebten Guß überschüttet, saß demüthig in dieser Glorie. Einige Blüthen küßten den Saum ihres Kleides; andere ihre blonde Locken, den Perlen und geschlifnem Golde gleich; diese berührten die Erde, jene schwammen auf der Fluth, und eine andere, die kreiselnd sich drehte, schien im sanften Schweben zu sagen: hier herrscht die Liebe.

Schreckvoll sagte ich dann oft: wahrhaftig! Sie erzeugte der Himmel! so sehr vergaß ich mich beym Anblick ihres Anstands, ihres Gesichts, ihrer Reden und ihres holden Lächelns. Seufzend sprach ich zu mir selbst: wie und wann kam ich hieher? denn ich wähnte im Himmel und nicht auf Erden zu seyn. Seit dieser Zeit gefällt mir diese Flur, auf der allein ich nur Ruhe finden kann.

Wäre der Ausdruck meines Liedes meinem guten Willen gleich; so könnte es kühn den Wald verlassen und sich dem Volke zeigen.

Die

Die Meise,

im Wintermonat 1780.

Jüngst sah mein Neffe eine Meise
Durchs Fenster, draußen auf dem Baum.
Er sah das kleine Thierchen kaum,
So fing er an, nach Kindes Weise,

Und sprach: „du frierst und hungerst, Kleine,
„Findst nichts, denn alles, alles weiß!
„Pikst immer in das harte Eiß —.
„Ach frieren dich nicht deine Beine?“

Mit einer Zäre in dem Blicke
Zog nun der Kleine, stieg hinauf,
Das eingefrorne Fenster auf;
Und trat zur Seite sacht zurücke.

„Komm, bat er, „Vögelchen hernieder,
„Bist kalt, zum flammenden Kamin.
„Ich lege an vom fetsten Kien!
„Komm, wärme deine kleinen Glieder.

„Solst dich mit kleinen Würmern laben,
„Und reinem Wasser, ohne Müh.
„Auch Nieren-Eier, wilst du sie?
„Solst alles, lieber Vogel, haben!
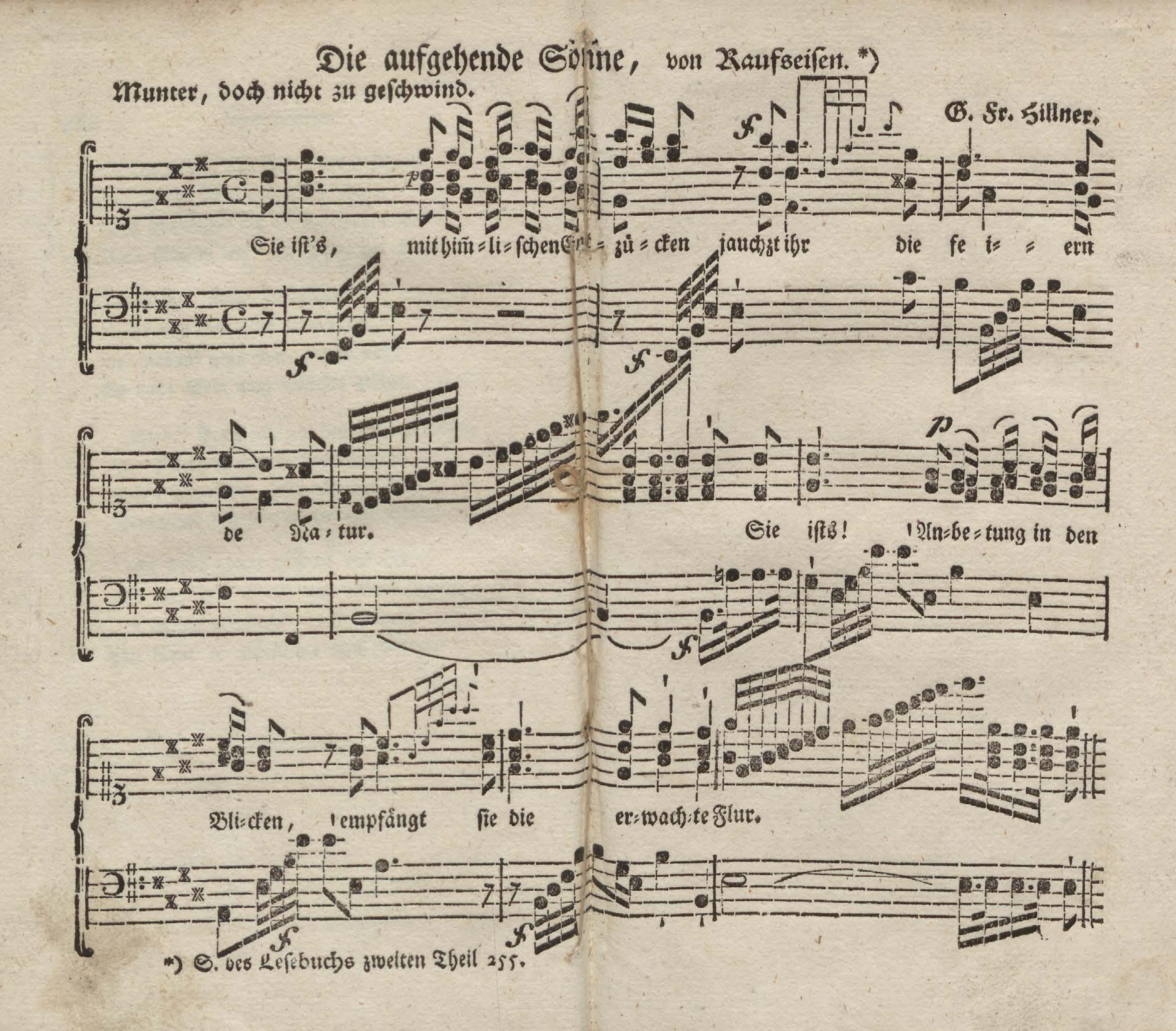
Doch sprang und zirpte voller Wonne,
Von Ast zu Ast, das kleine Ding,
Hing schaukelnd sich an Zweige, ging
Dann fliegend fort, im Stral der Sonne.

Wie eine junge Rosenblüthe
Stand nun der gute Knabe da.
Der Undank ging ihm, ach so nah!
So nah! Sein ganz Gesichte glühte.

„Sieh," sprach ich, „in dem Bilde, Knabe,
„Die Weißheit der Bestimmung an.
„Wie's Vögelchen, lebt mancher Mann,
„Vergnüngt mit Gottes kleinster Gabe.

„Er kennt nichts besseres auf Erden,
„Als was ihm Stand und Arbeit schenkt.
„Ist darum glücklich —. O bedenkt.
Wie könnt' er glücklicher noch werden?

Meyer.


Die aufgehende Sonne, von Raufseisen. *)
Munter, doch nicht zu geschwind.
G. Fr. Hillner.
Sie ist's, mit him̃-li-schen Ent-zü-cken jauchzt ihr die fe-i-ern-de Na-tur.
Sie ists! Anbe-tung in den Bli-cken, empfängt sie die er-wach-te Flur.
*) S. des Lesebuchs zweiten Theil 255.

Nachricht.

Da die ersten zwei Theile meines Lesebuchs für alle Stände vergriffen sind, und ich daher diejenigen Pränumeranten, welche sich seit Michaelis des vorigen Jahres gemeldet haben, nicht habe befriedigen können: so mache ich hierdurch bekannt, daß ich innerhalb drei Monaten eine neue unveränderte Auflage der zwei ersten Theile veranstalten werde, und auf den ganzen Jahrgang von 1781, bis zu Ende der Leipziger Ostermesse, Vorausbezahlung von 2 Rthl. pr. Courant annehme. Wer bei mir pränumerirt, erhält sogleich den dritten, und auf Ostern den vierten Theil, die beiden ersten aber werde ich erst gegen den Anfang des Junii liefern können. Auf 9 Exemplare gebe ich das zehnte unentgeltlich. In den Buchläden kostet jeder Jahrgang 2 Rthl. 16 Gr. Mancherlei Hindernisse haben mich bis jetzt abgehalten, mit jedem Vierteljahre einen neuen Theil zu liefern. In Zukunft hoffe ich aber mein Versprechen pünktlicher halten zu können.

Wegen der nahe bevorstehenden Veränderung meines jetzigen Wohnorts wäre es mir sehr angenehm, wenn ich den Ertrag für diesen dritten Theil, samt den noch etwanigen Rückständen, so wie die neu hinzu gekommenen Pränumerationen sobald als möglich erhielte. Bis in die Mitte des Junii dieses Jahres bitte ich indessen alle Briefe an mich nach Berlin zu senden, und darauf zu bemerken: „abzugeben im Charite-Hause."

Bei-

Beiträge, womit ich etwa beehrt werden möchte, bitte ich mir postfrei aus, verspreche aber dagegen, die dabei gehabten Kosten, welche mir angerechnet werden, nebst einem verhältnißmäßigen Honorarium, wenn dies nicht ausdrücklich verbeten wird, zu bezahlen, sobald die Aufsätze im Lesebuche abgedruckt sind. Indessen wird auch jeder Verfasser so billig seyn, von dem, was wirklich eingerückt worden, wenigstens nicht eher, als nach Verlauf eines halben Jahres, in einem andern Werke Gebrauch zu machen, noch es besonders abdrucken zu lassen.

Einen Brief aus Augsburg vom 17ten Novbr. v. J. habe ich nicht beantworten können, weil der unterzeichnete Name gar nicht zu lesen ist. Ich bitte daher diesen edelmüthigen Menschenfreund um baldige gütige Mittheilung seiner Addresse.

NB Für den Buchbinder. Der Inhalt und das Pränumerantenverzeichnis gehören gleich hinter das Titelblatt. Das Notenblatt wird am Ende des Bandes angeheftet, diese Nachricht aber gegen die inwendigen Seiten des Umschlags geklebt.



